This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,623

The
German-American
Goethe Library

University of Michigan.

838
G1
1889
B6

838
Gl
1889
B6

Anhang

an

Goethes Werke.

Abtheilung
für
Gespräche.

1. Band.

Leipzig.
F. W. v. Biedermann.
1889.

Inhalt.

		Seite
	Vorbemerkungen	1
1.	Zwiſchen 1765 und Mitte 1768. Bei Joh. Mich. Stock.	7
2.	Desgleichen	8
3.	1768, 27. October. Bei Cornelia Goethe	13
4.	1769, April. Mit Joh. Adam Horn	15
5.	1770, October. Am Mittagstiſch in Straßburg	16
6.	1771, 14. Mai. Mit Heinr. Jung	17
7.	1771, Ende Juni. Mit Jung	18
8.	1771, 6. Auguſt. Disputation mit Frz. Lerſe	18
9.	1772, April. Mit Caroline Flachsland	19
10.	1772, Mai und Juni. Mit Joh. Chriſtn. Keſtner	20
11.	1772, Mitte Auguſt. Bei Ludw. Juſt. Frdr. Höpfner.	23
12.	1772, 10. September. Mit Keſtner u. Charlotte Buff.	24
13.	Um 1774. Mit Frdr. Heinr. Jacobi	25
14.	Um 1774. Mit Jacobi	25
15.	1774, Anfang Mai (Juni ?). Mit Johanna Fahlmer.	25
16.	1774, Ende Juni. Mit Joh. Kasp. Lavater	31
17.	1774, Juli. Mit Jung	31
18.	1774, Juli (?). Mit Lavater	32
19.	1775, etwa Februar. Mit Heinr. Gttfrd. v. Bretſchneider	33
20.	1775, Ende Februar und Anfang März. Mit Georg Melch. Kraus	33
21.	1775, Ende Mai. Zu Chriſtn. Graf zu Stolberg	35
22.	1775, Juni. Mit Joh. Jak. Bodmer	35
23.	1775, September. Mit Joh. Georg v. Zimmermann	36
24.	1775, 18. November. Mit Philipp Seidel	36

		Seite
.	1775, Ende November. Mit Chrſtph. Mart. Wieland .	37
.	1775, December. Mit Frdr. Leop. Graf zu Stolberg .	39
.	1776, April. Mit Wieland	40
.	1776, Mai. Mit Wieland	40
.	1776, Juli. Mit Frdr. Wilh. Heinr. v. Trebra . .	41
.	1776, 29. September. Mit Wieland	43
.	1776, December (?). Mit Frdr. Samuel Kretſchmar .	44
.	1777, Februar. Mit Wieland	44
.	1777, 24. März. Mit Wieland	45
.	1777, Ende Juni. Bei der Herzogin Amalie . . .	45
.	1777, 7. November. Mit Wieland	48
.	1778, Mai (?). Am Hofe zu Deſſau	49
.	1779, Ende Juli. Mit Wieland	50
.	1779, 14. September. In der Galerie zu Kaſſel . .	51
.	1779, September. Mit Joh. Georg Forſter*) . . .	52
.	1779, 27. September. Mit Johanna Schloſſer geb. Fahlmer	54
.	1779, 17. October. Mit Nikol. Ant. Kirchberger . .	55
.	1779, November. Mit Bodmer	57
.	1779, 13. u. 15. December. Mit Iſrael Hartmann .	60
.	1779, 22. December. Mit Aug. Wilh. Iffland . . .	61
.	1779, oder 1780. Mit Karl Ludw. v. Knebel . . .	62
.	1780, 8. u. 14. Auguſt. Mit Joh. Ant. Leiſewitz . .	63
.	1780, November (?). Mit Wieland	65
.	1782, Anfang (?). Bei Weimars Liebhaberbühne . .	67
.	1783, 5—7. Februar. Mit Joh. Georg Paul Götze**)	70
.	1783, 9. Februar. Über Joh. Gttfrd. Herder. . . .	72
.	1783, April. Mit Friedr. Matthiſſon	74
.	1783, September. Mit v. Trebra	75
.	1784, September. Mit Jacobi	76
.	1786, Mai (?). Mit Frdr. Aug. Wolf	77
.	1786, 27. Juni. Mit Frdr. Joh. Juſtin Bertuch . .	78
.	1786, 24. Juli. Mit . . . . Dietmar	79
.	1786, Ende oder 1787 Anfang. Mit Adalb. Gyrowetz	85

*) Nicht Förſter. — **) Nicht Phil. Seidel.

Seite

58. 1787, 25. Februar(?). Mit Joh. Heinr. Wilh. Tischbein 86
59. 1787, Mai. Mit Gyrowetz 87
60. 1787/88. Mit Karl Philipp Moritz 88
61. 1788, 7. August. Mit Caroline Herder geb. Flachsland 89
62. 1788, 14. August. Mit C. Herder 89
63. 1788, 17. August. Mit C. Herder 91
64. 1788, 25. August. Mit C. Herder 92
65. 1788, 26. oder 27.*) August. Mit C. Herder . . . 93
66. 1788, Ende August oder Anfang September. Mit C. Herder 93
67. 1788, erstes Drittel des September. Mit C. Herder. 94
68. 1788, 4.—8. September. Mit C. Herder. 94
69. 1788, 7. September. Mit C. Herder 97
70. 1788, 7. September. Mit Frdr. Schiller. 98
71. 1788, 22. September. Mit C. Herder 101
72. 1788, Ende September oder Anfang October (?). Mit C. Herder 104
73. 1788, Desgleichen. Über Schiller 105
74. 1788, 6. October. Mit C. Herder 105
75. 1788, 12. October. Mit Ihs. v. Müller. 106
76. 1788, 13. October. Mit C. Herder 107
77. 1788, 20. October. Mit C. Herder 108
78. 1788, Ende October. Mit C. Herder 110
79. 1788, Desgleichen. 110
80. 1788, Anfang November. Mit C. Herder 111
81. 1788, Ende November oder Anfang December. Mit C. Herder 111
82. 1788, 8. December. Mit C. Herder 112
83. 1788, Ende December. Mit C. Herder 113
84. 1789, 5. Februar und vorher. Mit v. Knebel . . . 114
85. 1789, 8. Februar. Mit C. Herder. 115
86. 1789, 16. Februar. Mit C. Herder 116
87. 1789, Mitte April. Mit C. Herder 117
88. 1789, 23. April. Mit C. Herder 118

*) Nicht 29. —

Seite

89. 1789, 3. Mai. Mit C. Herder 119
90. 1789, 9. Mai. Mit C. Herder 120
91. 1789, Ende Mai. Mit C. Herder , ... 121
92. 1790, Auguſt. Mit Joh. Timoth. Hermes. . . . 122
93. 1791, 8. (?) October. Mit Wieland 123
94. 1791, 8. October. Bei Wieland 125
95. 1791, 4. November. Im Weimarer Gelehrtenverein 128
96. 1792, 23. März. Im Weimarer Gelehrtenverein. . 129
97. 1792, 6. November bis 4. December. Mit Jacobi . 135
98. 1792, 7. November bis 4. December. Mit Jacobi . 136
99. 1792, November (?). Mit Chrſtn. Wilh. v. Dohm . 138
100. 1792, December. Über den Herzog Karl Auguſt. . 138
101. 1793, 18. März. Mit David und Simon Veit . . 139
102. 1793, 12. Auguſt. Mit Joh. Iſaak Gerning . . . 141
103. 1793, 14. Auguſt. Mit Gerning 142
104. 1793, 15. Auguſt. Mit Gerning 142
105. 1793, 18. Auguſt. Mit Gerning 143
106. 1793, 20. Auguſt. Mit Gerning 143
107. 1794, Mai (?). Über Homer 144
108. 1794, 6. Juni. Mittagsmahl bei Goethe 144
109. 1794, etwa 24. Juli. Mit Schiller . . , . . . 146
110. 1794, Sommer. Mit Joh. Gottlieb Fichte. . . . 147
111. 1794, Sommer. Mit Joh. Dan. Falk 147
112. 1794, Anfang September. Über Schiller 152
113. 1794, 14.—20. September. Mit Schiller 152
114. 1794, 14.—28. September. Mit Schiller 153
115. 1794, 19. October. Mit Dav. Veit 155
116. 1794, 31. October. Über Voßens Iliasüberſetzung . 161
117. 1794, 7. November. Über Voßens Iliasüberſetzung. 163
118. 1794, 14. November. Über Voßens Iliasüberſetzung 165
119. 1795 (?). Über Karl Lappe 168
120. 1795, (Anfangs). Über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre“ 168
121. 1795, 11.—23. Januar (?). Mit Schiller 169
122. 1795, Ende Mai. Mit Schiller 169
123. 1795, 2. Juni. Mit . . . . Latrobe 170
124. 1795, Sommer (?). Mit Wilh. v. Humboldt . . . 171

Seite
125. 1795, Sommer (?). Mit Fichte 171
126. 1795, 11. (?) Auguſt. Mit Veit 172
127. 1795, zweite Hälfte Auguſts (?). Mit Veit 177
128. 1795, zwiſchen 5. u. 9. November. Mit Schiller . . 177
129. 1795, November. Mit Wieland 180
130. 1795 (?). Mit Joſ. Schreyvogel 180
131. 1795 (?). Über Kant's Philoſophie 181
132. 1795 (?). Mit Wieland 181
133. 1795 (?). Über Carol. Paulus geb. Paulus . . . 182
134. 1795 (?). Mit Böttiger 183
135. 1796, Frühjahr (?). Über Iffland's Schauſpiele . . 184
136. 1796, erſte Hälfte Septembers. Beim Vorleſen von „Hermann und Dorothea“ 186
137. 1796, 2. October. Über Gotters „Geiſterinſel“ . . 186
138. 1796, December (?). Mit Max Jacobi 187
139. 1796, 25. December. Über „Hermann u. Dorothea“ 187
140. 1796, 30. December (?). Mit Chrſtn. Fel. Weiße . 187
141. 1797, 27. (?) Mai. Mit Dr. Schleusner 188
142. 1797, Anfang Juni. Mit Schiller 188
143. 1797, Spätherbſt. Mit Herzog Karl Auguſt . . . 189
144. 1797, 28. od. 29. December. Vor Raphaels Madonna della Seggiola 190
145. 1798, 18.—25. Februar. Mit Karl Guſt. v. Brinkmann 190
146. 1798, Juni. Mit Emilie Gore 191
147. 1798, um Jahresmitte. Geſprächseigenheit 191
148. 1798, Ende Auguſt od. Anfang September. Mit Jean Paul Frdr. Richter 192
149. 1798, September. Über Richter 193
150. 1798, September (?). Bei Proben zu „Wallenſtein's Lager“ 193
151. 1798, October. Über Theaterzettel 195
152. 1798, October. Mit Auguſt Wilhelm Schlegel . . 195
153. 1798, Herbſt (?). Mit Amalie v. Imhoff 197
154. 1799, Anfang (?). Mit Wieland 198
155. 1799, Anfang. Über einen Tiger 198

Seite
156. 1799, 16. Januar. Mittagsmahl bei Goethe . . . 199
157. 1799, 21. Januar. Bei Eleonore Frfr. v. Kalb geb. Marschalk v. Ostheim 200
158. 1799, Januar (?). Mit Wieland 200
159. 1799, Ende März (?). Mit Heinr. Steffens . . . 201
160. 1799, 16. April (?). Mit Richter 203
161. 1799, zweite Hälfte des Mai. Mit Schiller . . . 203
162. 1799, um 23. September. Mit Ludw. Tieck . . . 204
163. 1799, 4.—7. December. Mit Tieck 204
164. 1799, 5. u. 6. December. Mit Tieck 205
165. Aus d. neunziger Jahren. Mit Heinr. Eberh. Gottlob Paulus 206
166. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Iffland. . . . 208
167. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Schauspielern . 208
168. Aus d. neunziger Jahren (?). Mit Maria Körner geb. Stock und Dorothea Stock 209
169. 1800, 26. Februar (?). Mit W. G. Gotthardi. . . 209
170. 1800, erste Hälfte des Mai. Über Schelling's Zerwürfniß mit der „Allgem. Literaturzeitung" . . . 211
171. 1800, Mai (?). Über Heinr. Vohs 212
172. 1800, 14. Juli. Mit Tieck 213
173. 1800, Anfang Juli. Mit Schiller. 214
174. 1801, Anfang. Mit Heinr. Schmidt 215
175. 1801, Anfang. Mit Schmidt 216
176. 1801, 10. April. Über Gerning's „Säculargedicht". 220
177. 1801, Ende Mai. Über Fichte. 221
178. 1801, October (?). Bei Luise v. Göchhausen . . . 221
179. 1801, 8. November. Mit Frdr. Schelling 225
180. 1801, November. In der cour d'amour 226
181. 1801, Ende December (?). Über Kotzebue's Ausschließung aus der cour d'amour 227
182. 1801, Ende December. Bei Einübung von Schlegel's „Jon" 229
183. 1802, 2. (oder 3.?) Januar. Über die Aufführung des „Jon" 229
184. 1802, Anfang Januar. Über Kotzebue's „Wirrwarr" 230

Seite

185. 1802, 14. Februar. Über den Aufführungspreis des „Jon“ 230
186. 1802, 14. u. 21. Februar. Über ein von W. Schlegel eingesandtes Lustspiel 231
187. 1802, Mitte Februar. Mit Schelling 232
188. 1802, 11. März. Über die Änderungen in Kotzebue's „Deutschen Kleinstädtern“ 232
189. 1802, 8. April. Mit Wieland 233
190. 1802, 29. Mai. Bei Aufführung von F. Schlegel's „Alarcos“ 234
191. 1802, 30. Mai. Nach Aufführung des „Alarcos“ . 235
192. 1802, 23. Juni. Über Joh. Dan. Sander u. Gattin 235
193. 1802, 26. Juni. Im Schauspielhaus zu Lauchstädt 236
194. 1802, Ende August. Mit Schelling 237
195. 1802, Ende September. Mit Gottfr. Schadow . . 238
196. 1802, Ende September (?). Über Schadow. . . . 240
197. 1802, kurz vor 13.*) October. Mit Schelling. . . 240
198. 1802, 13. (?) October. Mit Schelling 242
199. 1802, Mitte October. Über „Lacrymas“ von W. v. Schütz 243
200. 1802, 24. (?) November. Über Gespräche von Todesfällen 243
201. 1802, November und December. Über die scherzhafte Besprechung der Weimarer Kunstausstellung . . . 244
202. 1803, April. Mit Schelling. 245
203. 1803, August. Mit Pius Alexander Wolff u. Christ. Ottfrd. Grüner 246
204. 1803, October und November. Mit Riemer . . . 247
205. 1803, November (?). Über des Grafen Reuß-Köstritz Verlangen nach Goethes Bildniß 250
206. 1803, November oder December. Über „Delphine“ der Baronin v. Stael 250
207. 1803, Ende December (?). Mit Karl Ferd. Fröhlich 251
208. 1803 (?). Über die „Zeitung für die elegante Welt“ 255

*) Nicht 23.

Seite

209. 1804, Januar und Februar. Mit Anne Germaine Baronin v. Stael-Holstein geb. Necker 255
210. 1804, Mitte Januar. Mit Heinr. Voß 259
211. 1804, 29. Januar (und später?). Mit Riemer . . 284
212. 1804, Ende Februar. Mit Frdr. Wilh. Gubitz . . 265
213. 1804, 2. (?) März. Mit Henry Crabb Robinson . 269
214. 1804, Ende März und Anfang April. Mit Voß . 271
215. 1804, Ende April. Mittag bei Goethe 278
216. 1804, 1. Mai. Mit Voß 279
217. 1804, Mai (?). Mit Robinson 280
218. 1804, Ende Mai (?). Bei Falk's „Prinzessin mit dem Schweinsrüssel" 281
219. 1804, August (?). Mit Voß u. a. 282
220. 1804, Ende September (?). Mit Voß 283
221. 1804, 2. October. Mit Voß. 284
222. 1804, October (?). Mit Voß 285
223. 1804. Mit Riemer 287
224. 1804 (?). Über einen Vers in „Hermann u. Dorothea" 287
Berichtigung 288
Quellen. 289

Vorbemerkungen.

Die Sammlung von Goethes Gesprächen und vereinzelten mündlichen Äußerungen ist so sehr sach- wie zeitgemäß, daß zu Rechtfertigung derselben kein Wort zu verlieren ist. Auch die gegenwärtige Bereitschaft des zu sammelnden Stoffes ist mindestens keine geringere, als z. B. bei Goethes Briefen, von denen noch zahlreiche in Sammlungen verschlossen liegen, die später einen Nachtrag zu der IV. Abtheilung der Weimarer Goetheausgabe erforderlich machen werden. Sollte vollständige Bereitschaft des Stoffes abgewartet werden, so könnten derlei wichtige Sammlungen überhaupt niemals zustande kommen; denn die Sammlung giebt gerade erst Veranlassung auf Verstecktes aufmerksam zu machen.

Mißlicher stellt sich die Vollständigkeitsfrage insofern, als ein Verzeichniß der Schriften, in denen Gespräche Goethes zu finden sind, nicht vorhanden ist, wie ein solches für die Schriften von Goethe in Salomo Hirzels Verzeichniß einer Goethebibliothek geboten wurde, welches erst bei wiederholten Auflagen durch Mittheilungen anderer Goethekenner an den Herausgeber beinahe —

wennschon noch immer nicht unbedingt — der Vollständigkeit zugeführt worden ist. Der gegenwärtige Herausgeber verhehlt sich daher nicht, daß bei aller Mühe, die er sich zu Herstellung einer vollständigen Sammlung gegeben hat, dennoch andere Goethekundige ihm Lücken werden nachweisen können, die endlich Nachträge nöthig machen werden.

Indessen sind trotz angestrebter Vollständigkeit einige berichtete Gespräche absichtlich auszuschließen gewesen, nämlich solche, die als zu wenig verbürgt anzusehen waren, oder mindestens unter der Feder der Erzähler eine sehr fragwürdige Gestalt angenommen haben. So brachte z. B. „Die Gartenlaube" in den Jahrgängen 1856 (S. 541 ff.), 1857 (S. 624), 1860 (S. 713 f.), 1872 (S. 492 f.), 1873 (S. 11 ff.) und 1876 (S. 238 ff.) Erzählungen von Begegnungen mit Goethe, die größtentheils handgreiflich erfunden, sonst aber bei der Unzuverlässigkeit des Gewährsmannes als sehr unwahrscheinlich anzusehen sind. Ebenso fehlt es bei der Erzählung Falk's in seinem „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" über Goethes erstes Zusammentreffen mit Jakob Lenz in Weimar bei einem bal paré am Hofe (S. 126 ff.) an der Angabe eines Gewährsmannes, der die Äußerungen Goethes bei dieser Gelegenheit vernommen und an Falk berichtet haben könnte. Der ganze Vorgang ist übrigens so gar nicht in die urkundlich nachweisbaren Hoffestlichkeiten einzupassen, daß man die ganze Geschichte für eine aus

halbwahren und völlig erdichteten Begebnissen zusammengesetzte Humoreske halten muß. Ferner verlieren die Äußerungen Goethes, welche Sckell in „Goethe in Dornburg" mittheilt, durch die ganz subalterne Auffassung des Berichtenden allen Anspruch auf Beachtlichkeit. Bettinens phantastische Erzählung wird man auch nicht wiederholt verlangen. Die Aufnahme der gedachten und mancher ähnlicher zweifelhafter Gesprächsäußerungen Goethes würde dem ganzen Zwecke unserer Sammlung widersprochen haben, indem dadurch ein falsches Bild von Goethe untergeschoben würde. Dagegen hat man sich z. B. nicht für befugt erachtet, Falk's sonstige Nachrichten über mit Goethe geführte Gespräche trotz der Zweifel des gallig mißgünstigen Riemer und der Behauptung der mittheilungssüchtigen Johanna Schopenhauer im Brief an Holtei v. 27. October 1832 zu übergehen, da hier die Kritik noch zu entscheiden hat.

Andererseits sind unter „Goethes Gesprächen", welche Bezeichnung der Kürze halber für den Titel gewählt ist, im Sinne unserer Sammlung nicht allein förmliche Gespräche, sondern auch die einzelnen in Gesprächen oder außerdem von Goethe überlieferten Äußerungen, oder auch nur die Erwähnung von Gesprächsgegenständen zu verstehen, sofern die letzteren überhaupt oder doch in Bezug auf die mitsprechenden Personen bemerkenswerth sind.

Von einer Sammlung wie vorliegende ist zwar

eigentlich Vollständigkeit schlechthin zu verlangen, und die Meinung des Herausgebers über Werth und Werthlosigkeit einzelner — abgesehen von den für unwahr gehaltenen — zurückzuweisen; bei Durchsicht des zu berücksichtigenden Stoffes fanden sich jedoch mehrere Berichte, von denen ohne weiteres zu urteilen war, daß sie von dem Berichterstatter nur zu Geltendmachung seiner eigenen Person niedergeschrieben waren und weder für Zeitangaben zu Goethes Lebensgeschichte, noch für die Kenntniß seiner Persönlichkeit, noch für seine Beziehung zu andern Personen, noch zu Erklärung seiner Dichtungen oder sonstigen Werke wichtig waren, noch auch einen selbständigen Werth beanspruchen konnten. Dergleichen wegzulassen, mußte der Herausgeber den Muth seiner Meinung haben, um nicht durch Ballast zu ermüden; gleichwohl ist er darauf gefaßt, daß viele Leser — wenn auch nicht Goetheforscher und Kenner — der Ansicht sein werden, daß noch zu viel gegeben worden sei.

Auszuschließen von der Aufnahme in die Sammlung waren überdies selbstverständlich alle Gespräche und mündlichen Äußerungen, die Goethe in seinen Werken, Briefen oder Tagebüchern aufgeführt hat. Wenn hier der Name Goethes besonders herausgehoben worden ist, so soll damit erklärt werden, daß sich die Ausschließung nicht auf diejenigen Sprüche in Prosa erstrecken soll, die Riemer nach mündlichen Äußerungen Goethes aufgezeichnet und nach des letzteren Tode in

die „Nachgelassenen Werke“ aufgenommen hat. Es war dies eine Ungehörigkeit und Fälschung, da ein von Goethe selbst zur Festhaltung niedergeschriebener oder dictirter Ausspruch bei weitem anders zu beurtheilen ist, als eine im Gespräche gefallene, vom Hörer aufgezeichnete Äußerung, die unvermeidlich durch Einmischung fremder Geistesthätigkeit beeinflußt sein wird. Durch die Aufnahme derselben in die Werke sind Goethen Kundgebungen zugeschoben worden, bezüglich deren die Annahme zulässig ist, daß er sie abgeleugnet haben würde.

Solchen Äußerungen den ihnen zukommenden Platz wiederzugeben, werden alle jene, in den neueren Ausgaben der Werke stehenden Betrachtungen, Maximen, Aphorismen u. dergl. in unsere Sammlung ebenfalls aufgenommen werden, von denen feststeht, daß sie nur Aufzeichnungen anderer Personen, namentlich Riemer's sind.

Bei den Gesprächen sind die Äußerungen der mit Goethe sich unterhaltenden Personen sowie die erzählenden Stücke nur soweit abgedruckt, als dies des Zusammenhangs oder des vollen Verständnisses der Äußerungen Goethes wegen nöthig erschien. Weggelassenes ist durch Punktirung und Striche angedeutet. Der Kürze halber sind in ein paar Fällen Erläuterungen in kleinerer Schrift oder im laufenden Texte in eckigen Klammern beigefügt. Die Schreibweise der verschiedenen Berichterstatter ist selbstverständlich nicht beibehalten, vielmehr

gleichmäßige Rechtschreibung durchgeführt. In Verbindung hiermit ist auch die Zeilenzählung unterlassen worden, die doch in „Goethes Werken" hauptsächlich den Zweck hat, bei den „Lesarten" darauf Bezug nehmen zu können. Von der äußeren Form der maßgebenden Weimarer Goetheausgabe ist nur in soweit abgewichen, als das bei jener benutzte Schriftsystem in den modern eingerichteten Officinen des Druckortes vorliegenden Werkes nicht mehr üblich ist, und daher das jetzt fast allgemein verbreitete neue Schriftsystem zur Anwendung kommen mußte.

Jedem Bande unserer Sammlung werden übrigens Inhaltsverzeichniß und Quellennachweise, dem Schlusse des ganzen Werkes aber Register über die darin vorkommenden Personen, Gegenstände und Goetheschen Werke beigegeben werden.

Dresden, December 1888.

W. Frh. v. Biedermann.

1.

Zwiſchen 1765 und Mitte 1768.

Bei Johann Michael Stock.

Beide Schweſtern, Marie und Doris, gedachten gern ihres Vaters, des Leipziger Kupferſtechers Stock, von dem Goethe als Student ſich unterrichten ließ. Goethe ſagt darüber in ſeinem „Leben", daß beide Schweſtern ihm ſtets ihre Freundſchaft bewahrt hätten, daß die älteſte glücklich verheirathet, die jüngere eine ausgezeichnete Künſtlerin ſei. Den Schweſtern blieb jene Studienzeit gar wohl erinnerlich; denn ſie waren beinahe erwachſen. Das Gedächtniß der älteren bewahrte manche kleinen Züge, die, an ſich unbedeutend, zur Vervollſtändigung von Goethes Lebensbild dienen können. Stock's Verhältniſſe waren ſehr beſchränkt. Eine geräumige Bodenkammer in dem großen Breitkopf'ſchen Hauſe zum Silbernen Bären diente ihm, ſeiner Frau und den beiden Töchtern als Arbeits- und Empfangszimmer, in welchem auch der Schüler Platz fand. Während Stock und Goethe je an einem Fenſter über ihren Platten ſchwitzten, ſaßen die Töchter an dem dritten Fenſter

mit weiblicher Arbeit beschäftigt oder sie besprachen mit der Mutter die Küche. Das Gespräch ging ohne Unterbrechung fort; denn schon damals zeigte Goethe eine große „Lust am Discuriren".

Eines Tages sagte Stock: „Goethe, meine Töchter wachsen heran, was meinst Du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?" „„In nichts anderem, erwiederte Goethe, als in der Wirthschaft. Laß sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer das beste sein."" Der Vater befolgte diesen Rath, und nicht ohne Empfindlichkeit versicherte mich die ältere Schwester, daß sie dies Goethen immer nachgetragen habe, und daß sie infolge dieses Rathes ihre ganze Ausbildung mit der größten Mühe sich selbst habe erwerben müssen.

2

Zwischen 1765 und Mitte 1768.

Bei Stock.

Was mir [Friedrich Förster] Frau Appellationsräthin Körner in Loschwitz (1809, Mai) über ihre erste Bekanntschaft mit Goethe mitgetheilt hat ..... „Der Vater arbeitete vornehmlich kleine Vignetten für den Verlagsbuchhändler Breitkopf; auch durch Unterricht in seiner Kunst hatte er Verdienst. Von seinen Schülern der eifrigste, zugleich aber zu allerhand munteren Streichen der aufgelegteste war der später so berühmt gewordene Goethe,

damals Student der Rechte, sechzehn Jahre alt. Unsrer guten Mutter machte diese Bekanntschaft mancherlei Sorge und Verdruß. Wenn der Vater in später Nachmittagsstunde noch fleißig bei der Arbeit saß, trieb ihn der junge Freund an, frühzeitig Feierabend zu machen und beschwichtigte die Einwendungen der Mutter damit, daß die Arbeit mit der feinen Radirnadel im Zwielicht die Augen zu sehr angreife, zumal er dabei durch das Glas sehe. Wenn nun auch die Mutter erwiederte, durch das Glas zu sehen, greife die Augen nicht so sehr an, als in das Glas und manchesmal zu tief sehen, so ließ doch der muntre Student nicht los und entführte uns den Vater zu Schönkopf's oder nach Auerbach's Keller . . . Diese Bekanntschaft hat unsrer guten Mutter manche Thränen gekostet. Wenn aber am andern Morgen Mosje Goethe, — denn vornehme junge Herrn wurden „Mosje" titulirt — sich wieder bei uns einfand und ihn die Mutter tüchtig ausschalt, daß er den Vater in solche ausbündige Studentengesellschaft führe, in welche ein verheiratheter Mann, der für Frau und Kinder zu sorgen habe, gar nicht gehöre, dann wußte er durch allerhand Späße sie wieder freundlich zu stimmen, sodaß sie ihn den Frankfurter Strubbelpeter nannte und ihn zwang, sich das Haar auskämmen zu lassen, welches so voller Federn sei, als ob Spatzen darin genistet hätten. Nur auf wiederholtes Gebot der Mutter brachten wir Schwestern unsere Kämme, und es währte lange Zeit, bis die Frisur wieder in Ordnung

gebracht war. Goethe hatte das schönste braune Haar; er trug es ungepudert im Nacken gebunden, aber nicht wie der alte Fritz als steifen Zopf, sondern so, daß es in dichtem Gelock frei herabwallte. Wenn ich — erzählte Frau Körner — in späteren Jahren Goethe hieran erinnerte, wollte er es nie zugeben, sondern versicherte, es hätte sich die Mutter ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, ihn zu kämmen, sodaß sie sein wohlfrisirtes Haar erst in Unordnung gebracht, um ihn dann recht empfindlich durchzuhecheln.

Am meisten verdarb es der lustige Bruder Studio mit uns Kindern dadurch, daß er weit lieber mit dem Windspiele des Vaters, — es war ein niedliches Thierchen und hieß Joli — als mit uns spielte und ihm allerhand Unarten gestattete und es verzog, während er gegen uns den gestrengen Erzieher spielte. Für Joli brachte er immer etwas zu naschen mit, wenn wir aber mit verdrießlichen Blicken dies bemerkten, wurden wir bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüsse die Stimme. Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Joli, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten, ihm ein rothwollnes Camisol anzogen und ihn auf zwei Beinen zu dem Tischchen, das für ihn reichlich besetzt war, führten, während wir mit einem Päckchen brauner Pfefferkuchen, welche mein Herr Pathe aus Nürnberg geschickt hatte, uns begnügen mußten. Joli war ein so unver-

ständiges, ja, ich darf sagen, so unchristliches Geschöpf, daß er für die von uns unter unserem Tischchen aufgeputzte Krippe nicht den geringsten Respekt hatte, alles beschnoperte und mit einem Haps das zuckerne Christkindchen aus der Krippe riß und aufknabberte, worüber Herr Goethe und der Vater laut auflachten, während wir in Thränen zerflossen. Ein Glück nur, daß Mutter Maria, der heilige Joseph und Ochs und Eselein von Holz waren; so blieben sie verschont.

Einer tragikomischen Scene muß ich noch gedenken, — fuhr die Freundin fort: — „Unser Unterricht war auf sehr wenige Gegenstände beschränkt. Um 11 Uhr Vormittags fand sich ein eingetrockneter Leipziger Magister, welcher in der Druckerei von Breitkopf mit Correcturen beschäftigt wurde, bei uns ein, der sich durch seine schwarze Kleidung und weiße Halskrause das Ansehen eines Theologen geben wollte. Er unterrichtete uns im Lesen, Schreiben und Rechnen und erhielt für die Stunde einen guten Groschen. Was seinem Anzuge im eigentlichen Sinne die Krone aufsetzte, war seine von haarfeinem Draht geflochtene, in vielen Locken herabwallende Perrücke. Beim Eintreten rief er uns schon von der Thüre her entgegen: Ihr Kinder, das Gebet! Wir sagten nun unisono einen Vers aus einem Gesangbuchliede her, worauf eine Stunde in der Bibel gelesen wurde . . . Wir waren allesammt auf eine einzige Stube angewiesen, und so geschah es öfter, daß Goethe während unserer Lection eintrat und sich an den

Arbeitstisch des Vaters setzte. Einmal traf es sich nun, daß wir eben mitten aus einem, ihm für junge Mädchen unpassend erscheinenden Kapitel des Buches Esther laut vorlesen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male sprang er vom Arbeitstische des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Herrn Magister mit ganz furioser Stimme zu: „„Herr, wie können Sie die jungen Mädchen solche H.... Geschichten lesen lassen!““ Unser Magister zitterte und bebte; denn Goethe setzte seine Strafpredigt noch immer heftiger fort, bis die Mutter dazwischentrat und ihn zu besänftigen suchte. Der Magister stotterte etwas von: Alles sei Gottes Wort, heraus, worauf ihn Goethe bedeutete: „„Prüfet alles, aber nur was gut und sittlich ist, behaltet!““ Dann schlug er das neue Testament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er suchte, gefunden hatte. „„Hier Dorchen!““ sagte er zu meiner Schwester, „„das lies uns vor: das ist die Bergpredigt, da hören wir alle mit zu.““ Da Dorchen stotterte und vor Angst nicht lesen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns das ganze Kapitel laut vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten. Dieser faßte nun auch wieder Muth und fragte bescheidentlich: der Herr sind wol studiosus theologiae; werden mit Gottes Hülfe ein frommer Arbeiter im Weinberge des Herrn und ein getreuer Hirte der Herde werden. — „Zuverlässig," —

fügte der Vater scherzend hinzu — „wird er sein Fäßchen in den Keller und sein Schäfchen in's Trockne bringen; an frommen Beichtkindern wird's ihm nicht fehlen.“ — So schloß die Lektion ganz heiter; alle lachten über den Witz des Vaters, und wir eigentlich, ohne zu wissen warum.“

3.

1768, October 27.

Bei Cornelia Goethe.

Cornelia Goethe läßt in einem Briefe einen Vetter, der sie gleichzeitig mit den, ihrem Bruder von Leipzig her befreundeten Herren von Olderogge besucht hatte, sagen:

„Ma chère cousine, je ne Vous ai pas encore communiqué la joie que j'ai ressentie en trouvant à mon retour ici un cousin si aimable; on a sujet de Vous féliciter d'un frère si digne d'être aimé.“ — „„Je suis charmée, Monsieur, que Vous êtes convaincu à présent, combien j'avais raison d'être affligée de l'absence de ce frère chéri; ces trois années ont été bien longues pour moi; je souhaitais à tout moment son retour.““ — »Ma soeur, ma soeur! et maintenant que je suis là, personne ne désire de me voir; c'est tout comme si je n'y étais pas.« — „„Point de reproches, mon frère! Vous le savez Vous même que ce n'est pas là ma faute: Vous êtes toujours occupé et je n'ose Vous interrompre si souvent que je le vou-

drais." — „Mais ma chère cousine, comment va donc la musique? Vous excelliez déjà l'hiver passé, que ne sera ce maintenant! Oserais-je Vous prier de me faire entendre Vos nouveaux progrès? je suis sûr que ces Messieurs en seront charmés." — Il faut Vous dire, ma chère, que je me portais mieux à tout moment, et je commençais à recouvrir toute ma présence d'esprit. Je me levais d'abord et lorsqu'ils virent que je marchais vers mon clavecin, ils se postèrent tous autour de moi; le cadet [d'Olderogge] se mit de façon à pouvoir me regarder à son aise pendant que je jouais ..... Mon cousin me ramena à ma chaise et en me demandant ce qu'il devait faire encore pour m'obliger, je le priais de reprendre sa place; Vous saurez qu'elle était vis-à-vis de moi. — „Je vois à quoi ça aboutit", s'écria-t-il, „Vous voulez que je m'éloigne; c'est Vous, Monsieur," dit-il au jeune d'Olderogge, „qu'elle a élu pour être toujours près d'elle." — .... Mon frère, pour donner un tour à la conversation, parla de Leipzig' du temps agréable qu'il y avait passé et en même temps il commença à se plaindre de notre ville, du peu de goût qui y regnait, de nos citoyens stupides et en fin il s'emancipa que nos demoiselles n'étaient pas supportables. »Quelles différences entre les filles Saxonnes et celles d'ici,« s'scria-t-il. — Je lui coupais la parole et m'adressant à mon aimable voisin: „„Monsieur,"" lui dis-je, „„ce sont ces reproches qu'il faut

que j'entende tous les jours. Dites moi, je Vous prie, si c'est en effet la vérité, que les dames Saxonnes sont tant supérieures à celles de toute autre nation?“ — »»Je Vous assure, Mademoiselle, que j'ai vu le peu de temps que je suis ici, beaucoup plus de beautés parfaites qu'en Saxe; cependant j'ose Vous dire, ce qui porte tant Ms. Votre frère pour elles, c'est qu'elles possèdent une certaine grâce, un certain air enchanteur«« — »C'est justement«, interrompit mon frère, »cette grâce et cette air qui leur manque ici; je suis d'accord qu'elles sont plus belles, mais à quoi me sert cette beauté, si elle n'est pas accompagnée de cette douceur infinie qui enchante plus que la beauté même?«

4.

1769 April.

Mit Johann Adam Horn.

Goethe läßt Sie grüßen Mamſell! Er ſieht immer noch ſo ungeſund aus und iſt ſehr ſtupide geworden. Die Reichsluft hat ihn ſchon recht angeſteckt . . . Die Zeit wird mir aber entſetzlich lange, ob ich gleich ſelten allein bin. Goethe ſpricht, ich ſollte mich hängen, aber hier mag ich nicht; wenn ich klug geweſen wäre, ſo hätte ich mich in Leipzig hängen ſollen.

5.

1770 October.

Am Mittagstisch in Straßburg.

Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling [Jung] auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit mancheſternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einſtmalen aufgeſetzt und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien [Meyer von Lindau]. Dieſer ſah ihn an, und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen war, ſo fing er an und fragte ihn: ob wol Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch die Glieder und er antwortete darauf: „Schämen Sie ſich dieſes Spottes. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde.“ Goethe aber fiel ein und verſetzte: „Probir erſt einen Menſchen, ob er des Spottes werth ſei. Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum beſten zu haben.“ Von dieſer Zeit nahm ſich Herr Goethe Stilling's an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte

sich bei allen Gelegenheiten, Stilling'en Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!

6.

1771, Mai 14.

Mit Heinrich Jung.

Jung hatte am 14. Mai in Straßburg einen Brief mit der Nachricht von gefährlicher Erkrankung seiner Braut erhalten und erzählt dann:

Stilling stürzte wie ein Rasender von einer Wand an die andere; er weinte nicht, seufzte nicht, sondern sah aus wie einer, der an seiner Seligkeit zweifelt. Er besann sich endlich soviel, daß er seinen Schlafrock auswarf, seine Kleider anzog und mit dem Brief zu Herrn Goethe hintaumelte. Sobald er in sein Zimmer hineintrat, rief er mit Seelenzagen: „Ich bin verloren! Da lies den Brief!" Goethe las, fuhr auf, sah ihn mit nassen Augen an und sagte: „Du armer Stilling!" Nun ging er mit ihm zurück nach seinem Zimmer. Es fand sich noch ein wahrer Freund, dem Stilling sein Unglück klagte; dieser ging auch mit. Goethe und dieser Freund packten ihm das Nöthige in sein Felleisen, ein anderer suchte Gelegenheit für ihn, wodurch er wegreisen könnte. Und diese fand sich; denn es lag ein Schiffer auf der Preusch parat, der den Mittag nach Mainz abfuhr .... Nachdem nun Goethe das Felleisen bereit hatte, so lief er

und beſorgte Proviant für ſeinen Freund, trug ihm den ins Schiff. Stilling ging reiſefertig mit. Hier letzten ſich beide mit Thränen.

7.

1771, Ende Juni.

Mit Jung.

Jung, erzählt daß er Ende Juni nach Straßburg zurückgekehrt ſei und fährt fort:

Sein erſter Gang war zu Goethe. Der Edle ſprang hoch in die Höhe, als er ihn ſahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Biſt Du wieder da, guter Stilling!“ rief er; „und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: „Sie iſt mein Mädchen nicht mehr, ſie iſt nun meine Frau.“ „Das haſt Du gut gemacht!“ erwiederte jener; „Du biſt ein excellenter Junge!“ Dieſen halben Tag verbrachten ſie vollends in herzlichen Geſprächen und Erzählungen.

8.

1771, 6. Auguſt.

Disputation mit Franz Lerſe.

In Straßburg ſollte Goethe Doctor juris werden. Dazu ſchrieb er eine Diſſertation .... Sie paſſirte die Cenſur des Decans nicht, und nun ſchrieb Goethe eine, die noch viel ketzeriſcher war.*) Lerſe war ſein Re-

*) Vielmehr disputirte Goethe nur über einzelne Theſen.

ſpondent und ſtellte ſich zum Schein gewaltig orthodox. Er trieb Goethe ſo in die Enge, daß dieſer deutſch anfing: „Ich glaube, Bruder, Du willſt an mir zum Hektor werden!“

9.

1772 April.

Mit Caroline Flachsland

Unſer Freund Goethe iſt zu Fuß von Frankfurt gekommen und hat Merck beſucht. Wir waren alle Tage beiſammen und ſind in den Wald zuſammengegangen und wurden auch zuſammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter einen Baum und Goethe ſang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakeſpear [„Wie es euch gefällt“, II, 5.] überſetzt, „Wohl unter grünen Laubes Dach,“ und wir alle ſangen den letzten Vers mit: „Nur eins, das heißt auch Wetter.“ Das zuſammen ausgeſtandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der beſten Scenen aus ſeinem „Gottfried von Berlichingen“, das Sie vielleicht von ihm haben, vorgeleſen. . . . . Goethe ſteckt voll Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, [„Der Wanderer“] iſt vortrefflich; er muß mir's geben, wenn er wiederkommt, und theil ich's Ihnen, lieber beſter Herder, mit. Merck hat ihm von unſrer Lila erzählt, und hier theile ich Ihnen etwas aus ſeinem Herzen mit, das er an einem ſchönen Früh-

lingsmorgen, da er allein in dem Tannenwald spazieren ging, gemacht hat. Der arme Mensch erzählte meiner Schwester und mir den Tag vorher, daß er schon einmal geliebt hätte, aber das Mädchen hätte ihn ein ganzes Jahr getäuscht und dann verlassen; er glaubte, daß sie ihn liebte, aber es kam ein anderer, und er wurde der arme Korkox.

10.

1772, Mai und Juni.

Mit Johann Christian Kestner.

Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantirung nach Dr. juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier [in Wetzlar] — das war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

Gleich Anfangs kündigten ihn die hiesigen schönen Geister als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Frankfurter gelehrten Zeitung, beiläufig auch als Philosophen im Publico an, und gaben sich Mühe, mit ihm in Verbindung zu stehen. Da ich unter diese Classe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht so gänge bin, so lernte ich Goethen erst später und ganz von ohngefähr kennen. Einer der

vornehmsten unserer schönen Geister, Legationssecretär Gotter, beredete mich einst nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlicher Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daselbst fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem Epikuräischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherlei, zum Theil interessanten Dingen gesprochen. Für dieses Mal urtheilte ich aber nichts von ihm, als: er ist kein unbeträchtlicher Mensch. Sie wissen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand schon, daß er Genie hatte und eine ebhafte Einbildungskraft; aber dieses war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm versuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne, wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel, von Vorurtheilen so viel frei handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

Er haßt den scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger, als das.

Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch noch mehr gedacht und raisonirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften.

11.

1772, Mitte August.

Bei Ludwig Julius Friedrich Höpfner.

Goethe hatte sich i. J. 1772 dem Professor Höpfner [in Gießen] in fremder Gestalt, verkleidet, als ein zur Heimath kehrender studiosus juris vorgestellt und, von ihm nicht gekannt, mit ihm, Merck, Schlosser und Christ. Heinr. Schmidt sehr ergetzliche Tischgespräche geführt. So geschickt auch Goethe diesen wunderbaren Anfang seiner Bekanntschaft mit Höpfner in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, so ist doch eben seine Schilderung ein neuer Beweis, wie ein solcher flüchtiger Scherz, wenn

er in trocknen Buchstaben erscheint, so vieles von seinem Salz und Leben einbüßt. Ganz anders nahm sie sich (nach glaubwürdiger Erzählung) im Munde Höpfner's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunderschönen jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem unbeholfenen linkischen Anstand beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Explosion kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfner'n um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner, aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da, dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

12.

1772, 10. September.

Mit Kestner.

Abends kam Dr. Goethe nach dem Deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von

uns stürbe, sollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen; denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.

13.

Um 1774.

Mit Friedrich Heinrich Jacobi.

Kurz es ist [Merck] ein Mensch ohne Treu und Glauben, der keinen Fetzen Herz im Leibe hat; ein Kerl von Leder, wie Goethe deshalb von ihm zu sagen pflegte.

14.

Um 1774.

Mit Jacobi.

Goethe sagte von Herder (ehemals); er existirte in einem unaufhörlichen Blasenwerfen. — Auch zerplatzt ihm alles, und alles ekelt ihn im voraus an.

15.

1774, Anfang Mai [Juni?].

Mit Johanna Fahlmer.

Goethe. Tante.

Die Tante sitzt vor ihrem Klavier, spielt aber nicht mehr darauf, sondern liest in Mad. du Boccage. Goethe

kömmt geſtiefelt und in einem engliſchen Uberrock. Noch auf der oberſten Stubentreppe ſtehend und eines ſeiner geſtiefelten Beine hervorſtreckend.

Goethe. Tante! Da komme ich . . . Ja, geſtiefelt und eingemummelt. Das iſt die Variation.

Tante. Aber Sie riechen doch als wie in Ambroſia getaucht.

Goethe. Ich komme vom Dechant [Dumoix]. — Aber was machen denn Sie, liebe Tante?

Tante. Da, mit Mad. du Boccage unterhalt' ich mich ganz gut. Wie gefällt Ihnen dies hier?*)

Goethe. O — gut! gut! Iſt recht gut!

Tante. Wiſſen Sie? Sie haben mir's lange gemacht, bis Sie wieder herangekommen ſind. Ich habe etwas bekommen, das für Sie zuallererſt mit zum Genuß ſoll ſein, aber mit der Zeit — o, dann kömmt's zum Generaltractement für das Publikum . . . .

(Wir gingen mit einander in der Stube auf und ab. Des kleinen George [Jacobi] Kribbelkrabbel-Briefchen lag auf meinem Tiſche.)

Tante. Da leſen Sie vom kleinen George.

(Goethe lieſt. Unterdeſſen holt die Tante ihre

---

*) Aretin's Grabſchrift:

L'Aretin repose en ce lieu,
De chacun il fit la satire,
Mais ne connaissant point de Dieu,
De Dieu seul il ne peut medire.

Arbeit und die Blätter vom Merkur und setzt sich an ihren Schreibtisch, Goethe gegenüber.)

Tante. Sehen Sie hier! Nun was habe ich?

Goethe. Was ist's? Was ist's, lieb Täntchen? lassen Sie sehen.

Tante. Es ist, worauf Sie sich bei Bölling, wenn's ankäme, als auf ein herrliches Tractement zu Gast geladen haben.*) Aber ich habe noch mehr.

(Tante hält ihm die Revision [Recension?] über Götz von Berlichingen [Teutscher Merkur Junius 1774, S. 321 ff.] vor die Augen und giebt ihm die Blätter zusammen.)

Goethe (nach einigem Lesen). Nu, Wieland, Du bist ein braver Kerl! Ein ganzer Kerl! Was? fängt er's so an? O, gut! Nun, Sie wissen, Tante, was ich immer von Wieland gesagt habe — ob ich ihm nicht immer gut war? Ich habe allezeit gesagt, es ist ein ganzer Kerl, ein guter Mensch. Aber ich bin gegen ihn aufgebracht worden. Den verfluchten Dreck [„Götter, Helden und Wieland"] schrieb ich in der Trunkenheit. Ich war trunken. Und, wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes: in gewissen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: „laß's

*) Goethe war wegen Wieland's Rache voller Erwartung und sah deswegen dem IV. Theile des Merkurs mit brennender Ungeduld entgegen.

drucken! laß drucken! — Nä, ihr sollt nicht! — Da kommen sie mir aber auf's neue: „O mein! laß es uns drucken!“ Und ich hatte, Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun so druckt's und schert euch! . — Da, da! (mit dem Finger auf das Blatt deutend) Das ist just, was mich an W. so ärgerte und mich reizte, mich gegen ihn auszulassen. Da der Ton. Sehen Sie, liebe Tante: ich will's nicht sagen, ich selbst hab Recht, W. hat Unrecht; denn Alter, Zeitpunkte, alles macht Verschiedenheit in der Art zu sehen und zu empfinden. Jetzt denk' ich nur so und so; vielleicht in dem Alter von W. — wer weiß, noch eher? — denk ich just so wie er. Drum, was soll ich sagen? Hat er nun Recht? Oder hab' ich nun Recht? Der Eindruck, den man itzt selbst hat, gilt. W. hat Recht, daß er so urtheilt, aber mich ärgert's nun noch. — „Mit der Zeit! Mit der Zeit!“ Ja, das ist's! das ist's! Just, just so spricht mein Vater. Die nämlichen Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab' ich mit W. in diesen Puncten. Der Vater-Ton! der ist's just, der mich aufgebracht hat. — Sagen Sie mir um Gotteswillen: warum er sich just an seine allerschlechteste Arbeit machte und mit den ewigen Briefen sie vertheidigte? Sein Musarion, ein Werk, wovon ich jedes Blatt auswendig lernte, das allervortrefflichste Ganze, das je erschienen ist — nichts, nichts nimmt er sich an, als der Alceste, die für mich jetzt das schlechteste von allen seinen Werken ist. — Ich

muß weiter leſen. — Ganz brav! Ganz brav! Nun Wieland, unſere Fehde iſt aus: Dir kann ich nichts mehr thun. Das garſtige Fratzenzeug hat er ſchon geleſen, das ſeh' ich.

Tante. Ja freilich! Kommen Sie, leſen Sie! das hier iſt die Antwort darauf. [Ebenda S. 351 f.]

Er wurde roth. Ich ſah, daß es ihn erſchütterte.)

Goethe. Beſſer hätt' er's nicht machen können. Sehr gut! Ich ſag's ja: nun muß ich ihn auf immer gehen laſſen. W. gewinnt viel bei dem Publico dadurch, und ich verliere. Ich bin eben proſtituirt.

(Tante lachte herzlich.)

Nun wieder an den Anfang der Recenſion. Die Vergleichung mit dem jungen Füllen u. ſ. w. Durchgeſchnattert und dabei vielmal ausgerufen: Es iſt wahr! Er hat Recht! Ganz excellent! — Weiter geleſen. — Gut! Meinen Weislingen beurtheilt er, wie ich ihn will geleſen haben. — Gut! Beſſer als W. verſteht mich doch keiner. — An der Stelle, wo er wegen der Vermiſchung der Sprachen in verſchiedenen Jahrhunderten getadelt wird, ſagte er: Auch recht! auch gut! Aber, wer Teufel anders, als ein W., Leſſing, kann mich hierinnen beurtheilen? Freilich hat er ganz Recht. Ich hab's ſelber genug gefühlt u. ſ. w. Die Folge meiner Werke ſoll's zeigen, ob ich meine Fehler kannte.

Tante. Haben Sie, ſeit ich zu Düſſeldorf war, nicht ſonſt noch etwas Hübſches im Genre des Göttergeſprächs componirt?

Goethe. Nichts, liebe Tante. Den Satyros — nun, der war schon vor Ihrer Abreise fertig.

Tante. Gar nichts? Ein dergleichen freundschaftliches Drama. (Sie guckte ihm gerade in die Augen.) Sie sind aufrichtig Goethe! Darum müssen Sie mir's gestehen.

Goethe. Das will ich. Ja, liebe Tante, fragen Sie nur.

Tante. Das Unglück der J[acobi]?

Goethe. Ja, das ist wahr. Aber schon lange, ehe ich Sie noch alle kannte. Es war bloß auf Anekdoten, auf Wischwaschereien gebaut, alles von Hörensagen. Ihr alle seid lächerlich mitgespielt. Sie auch, Tante! Niemand als die L[a]R[oche], Merck und der Dechant haben's gelesen, und niemand mehr in der Welt soll es auch zu hören und zu sehen bekommen; es soll nie wieder an das Licht riechen. Es ist auch nicht einmal ausgemacht — gilt nicht mehr.

Tante. Aber ich doch muß es hören?

Goethe. Liebe Tante, das kann unmöglich sein. Verlangen Sie es nicht!

Nach Hin- und Widerreden wurde es klar, wer der Held darin sei und was den Anlaß dazu gegeben hatte. Es wurde gleich nachher, als G. und Merck von Koblenz zurückkamen, geschrieben . . . . . Wir hatten großen Spaß und Gelächter über das Ding, wie und wohin er mich schief und übereck gestellt hätte u. dergl.

16.

1774, Ende Juni.

Mit Johann Kaspar Lavater.

Zum ersten Male sah Lavater auf dieser Reise Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „Bist's?" „„Ich bin's!"" „Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: „„Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe."" Viel las er mir aus seinen Papieren vor und las — las — man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erste Mal im Feuer mit mir."

17.

1774, Juli.

Mit H. Jung.

Einige Wochen nachher wurde Stilling [Jung] einsmals des Morgens [in Elberfeld] in einen Gasthof gerufen; man sagte ihm, es sei ein fremder Patient da, der

ihn gern sprechen möchte. Er zog sich also an und ging hin; man führte ihn ins Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals und den Kopf in Tücher verhüllt. Der Fremde streckte die Hand aus dem Bett und sagte mit schwacher und dumpfer Stimme: „Herr Doctor! fühlen Sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach.“ Stilling fühlte und fand den Puls sehr regelmäßig und gesund; er erklärte sich also auch so und erwiederte: „„ich finde gar nichts Krankes; der Puls geht recht ordentlich.““ Sowie er das sagte, hing ihm Goethe am Hals.

18.

1774, Juli (?).

Mit Lavater.

Erbärmlich, seicht, leer und atonisch und rasend parteiisch fängt der Merkur, den ich heute durchblätterte, zu reden an. Wie doch Wieland den Herder und Hamann, denen er nicht die Füße zu waschen werth ist, erniedrigen kann! . . . . . Goethe behauptet, Hamann sei der Autor, von dem er am meisten gelernt. Ich sage von Herder, (von dem Hamann sagt: „alles recht, wenn der gute Mann nur auch so simpel schriebe, wie Er!“) wenn Herder in seiner Urkunde nichts geschrieben, als was ich auszog, verdiente er keine so bübische Abfertigung. Ein solches Werk, mit einer so

paſſionvollen verächtlichen Anzeige verächtlich machen zu wollen, heiß ich Pyramiden wegferzen wollen. „Das ſind mir Hunde!“ hör ich Goethe ſtampfend rufen. Und diesmal wollt ich ihm den Mund mit der Hand nicht zuhalten!

19.

1775, etwa Februar.

Mit Heinrich Gottfried v. Bretſchneider.

Mit Goethe habe ich vor einiger Zeit geſprochen; dem wollen die „Freuden Werthers“ gar nicht ſchmecken. Er behauptet ganz kühn gegen mich, man habe ihn nicht verſtanden.

20.

1775, Ende Februar und Anfang März.

Mit Georg Melchior Kraus.

Nun hören Sie, was Goethe ſagt. Dieſer hat mich ſchon etliche Male beſucht. Des Hn. Hofraths Wieland Portrait lobt er über alle Maaßen; dieſe ganze Familie gefällt ihm. Carolinchen heißt er ſeine Favorite: „Man ſieht ihr die Gutheit in ihren Geſichtszügen. Sophiechen — ſagt er — iſt eine kleine Schönheit, aber etwas ſchalkhaft und gefährlich. Die wird Männer raſen machen! Dorchen iſt ein kleiner Teufel, Malchen

sehr unschuldig und angenehmes Kind." Das ist das Urtheil von Goethe über diese Portraits, welches er, wie er mir noch heute sagte, selbsten an Hn. Hofrath schreiben wird. Die Anordnung vom ganzen Bild gefällt ihm nach meiner Skizze sehr wohl, nur mit der Einrichtung des Zimmers ist er nicht ganz zufrieden; es scheinen ihm die darinnen angebrachten Meubles zu reich und prächtig für einen Autor zu sein. Daran läßt sich denken und ändern ohne dem Ganzen zu schaden. Goethe ist jetzt lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend; macht den Galanten beim schönen Geschlecht. Das war er sonsten nicht. Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräch kann ihm einfallen aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuche; wenn und wo alle Menschen in feierlichsten Kleidungen sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Négligé und ebenso im Gegentheil. Goethe will oft zu mir kommen und bei mir zeichnen, welches ich ihm sehr gerne erlauben werde. Er hat seit einem Jahr viel gezeichnet und auch etwas gemalt. Viele Schattenbilder und auch andere Gesichter im Profil macht er, trifft öfters recht gut die Gleichheit . . . . . Goethe hat mir angekündigt, daß ich in hiesiger Stadt nicht viel Subscribenten für Ihren Don Quixote anwerben würde. Ein garstiges Zeichen vom Geschmack meiner Landsleute.

21.

1775, Ende Mai.

Zu Christian Graf zu Stolberg.

Mein Mann .... umarmt Dich auf's zärtlichste, und wir beide — soll ich ihn wie Goethe Christel nennen? — meinen Bruder.

22.

1775, Juni.

Mit Johann Jacob Bodmer.

Hr. Lavater hat Goethen und die Grafen von Stolberg zu mir gebracht; ich habe auch Goethen bei Lavater einen Besuch gemacht .... Hr. Lavater hat Goethen eine vortheilhafte Opinion von mir gemacht, die ich noch nicht verdorben habe. Er ist mit meiner Munterkeit am besten zufrieden. Er hat Brutus und Cassius für niederträchtig erklärt, weil sie den Cäsar ex insidiis, von hinten, um das Leben gebracht haben. Ich sagte, daß Cäsar durch sein Leben nichts anderes gethan, als die Republik, seine Mutter, getödtet, und die meiste Zeit durch falsche Wege. Cicero ist nach ihm ein blöder Mann, weil er nicht Cato war ..... Man sagt, Goethe wolle bei uns an einem Trauerspiel von Dr. Faustus arbeiten. Eine Farce läßt sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

23.

1775, September.

Mit Johann Georg v. Zimmermann.

Von dieser Cenci hat man ein Bild [von Guido Reni] in Rom. . . . . Von diesem Bilde hat ein junger deutscher Maler namens Naumann, ein Schüler und Vertrauter von Mengs, vier Copien gemacht. Eine besaß der Baron von Haugwitz und schenkte sie an Goethe, bei dem ich sie gesehen habe. . . . . Goethe sagte mir: dieses Gesicht enthalte mehr, als alle Menschengesichter, die er je gesehen habe. Er glaubte, daß es die höchste Zierde für Lavater's Physiognomik sein würde und war der Meinung, daß mit diesem Stücke Lavater's Werk geschlossen werden müsse. Nur schmeichelte er sich damals nicht, daß es möglich sein werde, in Deutschland einen Zeichner zu finden, der würdig wäre, dieses Gemälde abzuzeichnen, noch einen Kupferstecher, dasselbe zu stechen.

24.

1775, 18. November.

Mit Philipp Seidel.

Am ♀ den 17. huj. waren wir auf der Redoute..... Die Nacht schliefen wir also nicht. Die folgende, als Samstag den 18. Nov. um $12^1/_4$ Uhr legten wir uns.

Wir schliefen nun zu Dreien in einer Kammer. Da kamen wir ins Gespräch aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erschreckliche Wendung vor: von Liebesgeschichten auf die Insel Corsica und auf dieser blieben wir in dem größten und hitzigsten Handgemenge bis Morgens gegen viere. Die Frage, über die mit soviel Heftigkeit als Gelehrsamkeit gestritten wurde, war diese: Ob ein Volk nicht glücklicher sei, wenn's frei ist, als wenn's unter dem Befehl eines souverainen Herrn steht. Denn ich sagte: die Corsen sind wirklich unglücklich. Er [Goethe] sagte: nein es ist ein Glück für sie und ihre Nachkommen; sie werden nur verfeinert, entwildert, lernen Künste und Wissenschaften, statt sie zuvor roh und wild waren. Herr! — sagte ich — ich hätt' den Teufel von seinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Kosten meiner Freiheit, die eigentlich unser Glück macht.

25.

1775, Ende November.

Mit Christoph Martin Wieland.

In der Noth nimmt man zu den besten Menschen Zuflucht. Goethe sagt mir, Sie könnten und würden mir helfen, und mein Herz sagt mir, Sie werden's thun, wenn Sie können.

Die ganze Sache ist diese.

Aus beiliegender Note werden Sie sehen, wozu ich

mich gegen das Publicum anheischig gemacht habe. Kraus (der die beigehende Zeichnung des herrlichen Kopfs von Sebastian Brant gemacht hat) gab mir große Hoffnung, einer von seinen Freunden, der ein guter Kupferstecher ist, würde den Auftrag, diesen Kopf und alle folgende, die künftig von Monat zu Monat im Merkur erscheinen sollen, zu stechen willig annehmen. Allein heute erhalten wir eine abschlägige Antwort unter dem Vorwand, er könne nicht.

— — — — — — — — — — —

Goethe versichert mich, Ihr Lips wäre der Mann, durch den Sie mir helfen könnten, und er glaubt, die Sache ließe sich thun, wiewohl Hr. Lips viel für die Physiognomischen Fragmente zu arbeiten habe. Ich bitte Sie also, Theuerster, bewegen Sie diesen Künstler dann, daß er den beigehenden Kopf baldmöglichst in Arbeit nehme. Die Proben von seinem Talent, die mir Goethe gezeigt hat, geben eine gute Hoffnung, daß er auch den feinen Lucianischen Geist, der in diesem Kopfe webt, seine Gebühr anthun werde.

— — — — — — — — — — —

Wenn ich Ihnen wieder schreibe und mehr Muße habe, als itzt, will ich Ihnen melden, wie mir's mit dem jungen Prof. Meister gegangen ist. Er hat einen freundschaftlichen Brief von mir erschlichen. Es wird ihm aber nicht wohl bekommen. Ich habe etliche, noch ziemlich unschuldige Auszüge aus seinem Geschwätz über die Schwärmerei in den November des „Merkur" gesetzt

mit einer Zugabe, worin Gegengift für sein Gift ist. Ich merkte zwar schon etwas beim Durchlesen der drei ersten Bogen, aber Goethe gab mir erst hinterdrein den rechten Aufschluß . . . .

Nach allem was mir Goethe und die Stolberge von Ihnen gesagt haben, wag' ich's kaum zu wünschen, daß ich etliche Tage mit Ihnen leben möchte; denn ich fühl' es im Grunde meiner Seele, mein Herz würde zerreißen, wenn ich wieder von Ihnen scheiden müßte.

26.

1775, December.

Mit Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

a.

Goethe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz, aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott!

b.

Shakespeare gehört zu den Dingen, von denen Goethe sagt, daß man nicht von ihnen reden kann, zum wenigsten nicht über sie disputiren.

27.

1776, April.

Mit Wieland.

Dieſer Tage ſtritten Goethe und ich mit einem enthuſiaſtiſchen Anbeter des Griechiſchen Homer über das Silbenmaß, das Sie zu Ihrer Überſetzung gewählt haben. Er beſtand darauf, der Hexameter würde beſſer geweſen ſein; wir, Sie hätten Recht gehabt, den Jamben vorzuziehen. Wir ſind gewiß, daß es unnöthig wäre, Ihnen die Gründe pro und contra zu ſagen: ohne mindeſten Zweifel haben Sie das alles längſt erwogen und durchgedacht. Aber vielleicht möcht' es doch von einigem Nutzen ſein, wenn Sie etwan Ihre Gründe für den jambiſchen Vers (nisi quid obstat) in einem kleinen Sendſchreiben an Goethen oder mich im Merkur bekannt machten. Wir behaupten, Homers Verſification verliere in jeder Überſetzung nothwendig, würde aber im deutſchen Hexameter weit mehr verlieren, als im jambiſchen Vers, der unſrer Meinung nach das ächte, alte, natürliche, heroiſche Metrum unſrer Sprache iſt.

28.

1776, Mai.

Mit Wieland.

Die Allevills Papiere haben diesmal [im Teutſchen Merkur] ſoviel Platz weggenommen, daß verſchiedene

Recensionen liegen bleiben mußten . . . . . Was dünkt Euch übrigens von dem Manne, der so herrliche Materialien roh verkauft, und soviel hätte daran gewinnen können, wenn er sie verarbeitet hätte? Er ist gleich einem Manne, der auf seinem Gut einen köstlichen Marmorbruch von schönem milchweißen Marmor gefunden hätte, und weil er sich nun nicht die Mühe nehmen möchte, oder es nicht erwarten könnte, ihn zu brechen und in großen Stücken auf die Ebene herabzuführen und dann zu behauen und zu glätten und Götter und Helden und Wohnungen für Götter daraus zu machen, käm' er mit Brecheisen und Hammer, schlüge alles kurz und klein zusammen, und brächt's uns schubkarrenweise angefahren.

Das Gleichniß ist, wie Ihr seht, aus Goethens Hirnkasten, und paßt wie alle seine Gleichnisse nur gar zu wohl.

29.

1776, Juli.

Mit Friedrich Wilhelm Heinrich v. Trebra.

Ich war nur seit wenigen Tagen erst in diesen lebensvollen [weimarer] Zirkel eingetreten, angeschwommen aus einer Region, wo naher und ferner Dienstverhältnisse wegen das Benehmen geräuschlos, sehr klüglich still und forschend aus andern eingerichtet sein

mußte, alle frohe Herzensergießung zurückpressend — hier war alles erlaubt. Unbewacht ausgelassen zu sein, war hier wonicht gefordert, doch nicht ungern gesehen, wohl gar gewünscht. So hatte auch ich nach vorleuchtendem hohen Beispiel bald die Überzeugung erlangt, obwohl auch bis hierher Behutsamkeit gebietende Dienstverhältnisse mich begleitet hatten; denn daß alle übrige, hoher Adel und niederer und Bürger es glaubten, bewiesen allesammt mit Händen und Beinen im Gebrauch gegen sich unter einander und gegen die Höheren. „Nicht das," — flüsterte der Ernstere von ihnen [Goethe] mir zu, den ich schon vom ersten Moment der Bekanntschaft an im Auge behielt — „nur von ihren Leibern haltet Euch fern, und duldet lieber, was sie körperlich Euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen."

Noch manche andere solche tiefliegende Wahrheiten hatte ich ihm schon abgehorcht, wo Großes im Wirken auf Bemerkungen im Kleinen lag. „„Ich will mir auch gleich die Seitenhaare am Kopfe ganz wegschneiden!"" war einmal der Einfall des höhern Frohsinns. „Das kann man bald machen," war die Entgegnung des kalten Ernstern darauf, „nicht so, sie wieder wachsen machen."

30.

1776, 29. September.

Mit Wieland.

Herr Kaufmann ist seit acht Tagen hier [in Weimar]. Er kam den zweiten Tag nach seiner Ankunft nachmittags mit Klingern in meinen Garten und blieb ungefähr eine halbe Stunde. Den folgenden Morgen fand ich ihn bei Goethe. Der Mann hatte ungeachtet seiner um sich gezogenen Nebelkappe was Anziehendes für mich. Ich näherte mich ihm voll Gutwilligkeit und vielleicht nach meiner Art etwas zu schnell; er zog sich aber ganz in seine Schale hinein, und so haben wir's denn dabei bewenden lassen . . . . . Goethe war gestern Morgens bei mir und erklärte mir alles: die Schuld, warum die Enthusiasten nicht mit mir und ich nicht mit ihnen leben können, liegt weder an ihnen, noch mir, sondern an den Göttern, die uns so gemacht haben. Ich habe das Unglück, unter die Leute zu gehören, die von den Warmen und Kalten ausgespieen werden. Leute, die lange mit mir gelebt haben, finden, daß ich mit allen meinen Launen und Ungleichheiten ein guter Mensch bin; aber die andern sehen das nicht und können nicht aus mir klug werden, sagt man.

31.

1776, December (?).

Mit Friedrich Samuel Kretſchmar.

Ich [Fürſt Franz von Deſſau] hatte befohlen einen Jagdwagen bereit zu halten, der Goethen, welcher zu einer genau beſtimmten Stunde in Deſſau ankommen würde, ſofort nach Wörlitz bringen ſolle. Auch ſollte [der Leibarzt] Kretſchmar benachrichtigt werden, ſich bei Zeiten auf dem Schloſſe einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten ſich noch nicht und der Hofmarſchall hatte verſäumt, ſie einander vorzuſtellen. Eine zeitlang ſaßen ſie, Goethe gerade, feierlich wie ein Licht, Kretſchmar leicht und beweglich wie ein junger Rehbock neben einander. Endlich dreht Goethe einwenig den Kopf nach Kretſchmar'n und frägt über die Schulter: „Wer iſt Er?" Schnell und barſch, Goethe'n den Rücken zukehrend, erwiedert Kretſchmar: „Und wer iſt Er?"

32.

1777, Februar.

Mit Wieland.

Wir haben hier große Freude von Ihrer [Bürger's] Ausforderung an Fritz Stolberg im Muſeum [December 1776] gehabt. „Wenn er klug iſt," ſagt G[oethe], „ſo läßt er's nun dabei bewenden und zieht ſich in ſein Gezelt zurück."

33.

1777, 24. März.

Mit Wieland.

Goethe, dem ich Deinen [Merck's] Brief lesen lassen, grüßt Dich. Er ist der Meinung, Du sollst die Reise nach Weimar nicht schreiben. Er meint, es schickte sich für uns am besten, in unserm heiligen Dunkel zu bleiben — es würde nur dienen, viele boshafte, hämische Seelen hier und dort aufzuwiegeln.

34.

1777, Ende Juni.

Bei der Herzogin Amalie.

„Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte" — erzählte mir [Falk] der alte ehrwürdige Gleim — „kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum merkte, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß

mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender, italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt: ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzu sehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephyr'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermuthes beim Schopfe nähme, und ich glaubte, den wilden Jäger in

leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasirt! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene, als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgendetwas. Auch meiner Mäcenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobt — so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen bei den Individuen, denen ich diese Unterstützung zutheil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei überdiemaßen geduldigen Truthahn[!], der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man

ihm ein Ei von Kreide ſtatt eines wirklichen unterlegt.

Das iſt entweder Goethe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tiſche ſaß. „„Beides““ — gab mir dieſer zur Antwort; — „„er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da iſt er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausſchlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.““

Gleim ergötzte ſich ausnehmend über dieſen Schwank, ebenſo Wieland, aus deſſen Munde ich ebenfalls die bedeutſamen Züge, wie ſie hier vorkommen, zum öftern gehört und geſammelt habe.

35.

1777, November.

Mit Wieland.

Lieber Hr. und Kumpan, eine große Bitte! von Goethen und mir gemeinſchaftlich. Sie haben doch ſchon das große opus des jungen Cramers „Klopſtock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Eliſa“..... und wir bitten Sie nun mit aufgehobenen Händen um eine Recenſion deſſelben, aber um eine Recenſion, daß der König und die Königin ſagen ſollen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal! — Hier iſt doch, wieder einmal Gelegenheit, ein Meiſterſtück zu machen — eine

Recenſion, die Ihnen ſo viel Ehre machen ſoll, als die beſte Compoſition von der Welt — kurz eine Recenſion, wie nur Sie allein eine machen können. Goethe ſagt: Sie ſollen nicht bloß die Seide draus ausbrennen, ſondern das Metall ſelbſt ſo lange durch's Feuer gehen laſſen und ſo lange ſchmelzen, ſcheiden und läutern, bis vom ganzen Werk nichts als der Titel „Klopſtock" übrig bleibe.

— — — — — — — — — — —

Ich war geſtern Nachmittag bei Goethen auf ſeinem Altan. Kein lieberes, ſich wärmer an einen anlegendes, oder, wie die Schwaben ſagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müſſen Sie nie geſehen haben. . . . . Wenn doch nur Merck itzt bei uns wäre und das auch ſehen und nießen könnte, ſagte ich; das hier! — und das dort! Das wäre ſo was für ihn. „Sei ruhig! Er wird ſchon kommen," ſagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's ſagte, machte, daß ich Sie ſchon halb gegenwärtig fühlte.

36.

1778, Mai (?).

Am Hofe zu Deſſau.

In früheren Zeiten beſuchte Goethe in ſeines fürſtlichen Freundes Gefolge Wörlitz oft auf mehrere Wochen. Einſt an einem heiteren Sommernachmittage geſellte

man sich unter der Vorhalle des Schlosses zusammen. Die Fürstin war mit einer Stickerei beschäftigt, der Fürst las etwas vor, Goethe zeichnete, und ein Hofcavalier überließ ohne Zwang und Sorge sich indeß der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenschwarm vorüber. Goethe sagte: „Die Menschen, an denen ein Bienenschwarm vorüberzieht, treiben nach einem alten Volksglauben dasjenige, was gerade im Augenblicke des Ansummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch sehr oft und sehr lange. Die Fürstin wird noch viel und noch recht köstlich sticken, der Fürst wird noch unzähligemal interessante Sachen vorlesen, ich selbst werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortmachen, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis ins Unendliche faullenzen."

37.

1779, Ende Juli.

Mit Wieland.

Mit Goethe hab' ich vergangene Woche einen gar guten Tag gehabt. Er und ich haben uns entschließen müssen, dem Rath May zu sitzen, der uns ex voto der Herzogin von Württemberg für Ihre Durchlaucht malen soll. Goethe saß Vor- und Nachmittags und bat mich, weil Serenissimus absens war, ihm bei der leidigen Session Gesellschaft zu leisten und zur Unterhaltung

der Geiſter den „Oberon“ vorzuleſen. Zum Glück mußte ſich's treffen, daß der faſt immer wüthige Menſch dieſen Tag gerade in ſeiner beſten receptivſten Laune und ſo amuſable war, wie ein Mädchen von ſechzehn. Tag meines Lebens hab ich niemand über das Werk eines andern ſo vergnügt geſehen, als er es mit dem „Oberon“ durchaus, ſonderlich mit dem 5. Geſang war, worin Hyon ſich von dem kaiſerlichen Auftrag verbotenus acquittiret. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannſt. Ein paar Tage darauf geſtund er ſelbſt, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in dieſen Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde.

38.

1779, 14. September.

In der Gallerie zu Kaſſel.

Goethe hat anjetzo das Portrait des Prinzen Conſtantin von Weimar; wenn er aber nicht weiß, auf was Art, und in wie kurzer Zeit es gemacht iſt, ſo wird er keine gute Meinung von mir [Wilhelm Tiſchbein] haben. Ich habe es an Einem Tag gemacht .... Es war den Tag kaltes Regenwetter und der Himmel ganz grau; an ſo einem Tag iſt es ſchlimm: man iſt nicht ſicher, ob man etwas von der Farbe ab- oder zugeben ſoll.

Auch ist es schlimm, weil jeder Strich unveränderlich stehen bleiben muß: man versieht sich leicht; so lange das Tuch noch platt ist, ohne Vertiefungen, so scheint einem alles kleiner, und wenn es gemalt und mit Vertiefungen und Erhöhungen gemacht ist, so siehet man erst, daß einige Theile zu kurz oder zu lang sind, und man kann es nicht ändern, weil die Farben sonst schmutzig werden. Man hat auch keine Zeit, wenn man nicht mehr als Einen Tag arbeiten kann. Die Farben mit Einem Strich hinsetzen, ist die rechte Art; denn wenn man sie lange mit dem Pinsel hin und her treibt, so werden sie schmutzig und matt. Das ist auch Goethes Meinung; so ist mir erzählt, daß er es gesagt, als er die Kasselische Gallerie besah.

39.

1779, September.

Mit Johann Georg Förster.

Ich habe Goethen gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behrisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier [in Kassel] war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahndet,

daß Goethe Ihnen, mein Bester [Fritz Jacobi], so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser achtgegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben: ich habe viel von Ihnen gesprochen. Ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb, und wie ungern ich Sie verließ. Es war, indem wir aus des Landgrafen Antiquitätensammlung in den Gasthof zurückgingen. Der Herzog war mit jemand anderem einige Schritte voraus. Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus „Woldemar" vorgelesen hätten und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „Ja!" drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr erschienen," sagte er. „„Auch sind"", erwiederte ich, „„vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen."" — „Daß er doch nicht hat warten können!" rief er aus; „warum Bruchstücke? Konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?" — Ich sagte etwas Gleichgültiges dazu; mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt und bald an Sie schreiben würde. Ich sollte

Sie doch von ihm grüßen. Nun speisten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagsessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.

40.

1779, 27. September.

Mit Johanna Schlosser geb. Fahlmer.

Goethe sagte mir gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft von Deinem [F. Jacobis] Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten hätte, und was Du ihm darinnen vorwirfst, nämlich Dinge, die durch den Weg der schändlichen Klatscherei Dir endlich zu Ohren gekommen sind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodie — nicht geschrieben, aber mündlich über Deinen „Woldemar" geschwatzt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte, (anders wisse er sich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er — wie lieb Du ihm seist und wie ungerne er Dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß desselben, sowie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodieren, nämlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel

müsse ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon und suchte mich zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe in ihm für eine abgesonderte Sache sei ꝛc. Er schwur darauf, daß er wünschte, Du wärest mit zugegen gewesen; Du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten die Sache einmal zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explicationen einlassen, besonders nach dem, worauf Dein Brief gestellt wäre. Doch schriebe er Dir vielleicht, vielleicht noch bei mir. Ich bestand darauf, es sei Pflicht, er müsse; — das geschah nun freilich nicht. Indessen schien ihm Dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu sein. Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren, kannst Du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden.

41.

1779, 17. October.

Mit Nikolaus Anton Kirchberger.

a.

Mit Goethe habe eine interessante Unterredung von $1^1/_2$ Stunden auf dem Lande ganz allein gehabt. Ich

berührte einige von seinen Seiten, die mit den meinigen übereinstimmten, hierauf blitzte er mit eigenen Begriffen um sich her, die auf einander folgten wie Wetterleuchten an einem Sommerabend. Ich konnte ihm mein Herz über die wichtigsten Gegenstände öffnen. Er ist aber nur Goethe, wenn man ihn allein hat; bei seinem Fürsten ist er ein ganz anderer Mann.

b.

Goethe verursachte mir viel Vergnügen. Beim Anlaß meiner herzlichen Abneigung gegen die Berliner haben wir von Religion gesprochen; er ist über die gewöhnlichen Vorurtheile soweit hinweggesetzt, daß er sogar eine besondere Hochachtung für Personen trägt, die vom gemeinen Haufen der Gelehrten und Ungelehrten verachtet sind, und die ich äußerst hochschätze. Wir sprachen auch von der Macht der menschlichen Seelen nicht nur in Rücksicht ihrer Größe, sondern infolge eines wirklichen Ausflusses, der in die Umstehenden auch ohne ein Wort zu sprechen wirkt. Hierüber war er zu meiner Verwunderung auch meiner Meinung, sodaß ich bei dieser Übereinstimmung, die ich wirklich in seinem Innersten antraf, ihm alle meine Gedanken aufschließen konnte. Er war auch so gefällig, mir seine Art mitzutheilen, wie er an einem Gegenstand arbeitet, wie außerordentlich lang er einen solchen in seinem Busen wärmt, bis er ihn der Welt darstellt. Dies ist auch das Mittel, um sein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen.

42.

1779, November.

Mit Bodmer.

Gestern den 20. [So!] November ein wenig nach 9 Uhr bracht Lavater Weimarn und Goethen mit noch einem Edelmann zu mir. Der Herzog sagte gleich, daß er käme, den Vertrauten Homers zu begrüßen. Goethe küßte mich, fragend, ob ich Goethen noch kennte. Beide sagten mir viel Fleurettes über meinen Homer. Goethe: er sei ihr Reisegefährte; er habe die Odyssee ex professo auf dem Lemanischen See gelesen, sich mit Ulysses auf die Beschwerden in den Alpen und der glaciers zu stärken. Auf den Alpen habe er den Homer den Alpinern vorgelesen. Er [am Rand: Herr von Wedel, des Herzogs Günstling] lasse sich laut vorlesen. Erst itzt habe man ihn, und wisse, was er sei. Leute von allen Ständen und jedem Alter können ihn verstehen. Man müsse griechisch können, Stolbergs Homer zu verstehn.

— — — — — — — — — — —

Stolbergs Ilias und die Abschrift des Gedichtes von den Nibelungen lagen auf meinem Pult. Ich sagte, Goethe möchte mir Zeugniß geben, daß ich in Stolbergs Ilias studirte; ich könnte ihn doch nur per intervalla lesen, er schlüge mich zurücke. Der Graf müsse mir dieses verzeihn, wie ich ihm verzeihe, wenn mein Homer ihn, oder er selbst diesen hinter sich würfe.

Es sei natürlich, daß der meine ihn so wenig annehme [einnehme?] als der seine mich. . . . . Warum hat Klopstock sich nicht an Homer gemacht, der Mann war dafür nicht zu groß, der so klein war, für seine Zesianische Rechtschreibung in Enthusiasm zu kommen. . . . . Goethe sagte: Klopstock habe eine Buchdruckerei; er möchte durch seine chimärische Orthographie die schon gedruckten Bücher unnütze machen, damit er sagen könne, er drucke nur ungedruckte Bücher. Lavater sagte, Klopstock sollte die Pension von dem Markgrafen nicht mehr annehmen, nachdem er nicht in Karlsruhe leben wollte. Goethe mit einiger Wärme: er wäre so gewohnt genug, daß man Pensionen in der Entfernung nehme. Der Markgraf habe Klopstock mit Etiquette und mit Aufwartungsdiensten excedirt, daß es jedem braven Mann unausstehlich sein würde. Er verwunderte sich, da wir ihm sagten, daß Klopstock ein Verlangen habe, ein Bürger in Zürich zu werden. . . . . Dann bat ich den Herzog, daß er Veldigs Eneas, der in der Sachsen-Gothaischen Bibliothek liegt, vor dem Untergange retten möchte. Lavater schrieb es auf Goethens Tabletten. . . . . Ich klagte über die Barbarei der Abtei S. Gallen, und Goethe erzählte mit Wärme von einem Griechen, der gewußt habe, daß in einer Klosterbibliothek eine alte griechische membrana lag, die Bücher seien in einem Chaos gelegen, mit Noth haben die Mönche ihm erlaubt, sie zu erlesen, aufzustellen und zu katalogisiren. Und so habe er den Code aufgespürt. Als wir standen,

ſtellte Lavater Goethe vor mich und ſagte, ich ſollte die Augenbraunen, die Stirne, den Mund (alles in ſeinen Kunſtwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen böſen Menſchen erblicke. Ich gab die Antwort: ich ſehe da nichts Fürchterliches, ich hielt ihn doch für tapfer und ich freute mich, den tapfern Mann zum Freunde zu haben. Zuweilen geſchähen mir Unfugen, die mir einen Beſchützer nothwendig machten. Goethe ſolle mein Ritter ſein. Der Herzog redete viel, ganz ſanft und vertraulicher, als einer unſrer Zunftmeiſter, Goethe weniger und ernſthaft. . . . . Ich ſagte zu Lavater, er würde ſie doch auch zu Herrn Chorherr Geßner führen. Goethe fuhr auf: Zu Geßner! Lavater: nicht zu dem Poeten, zu dem Phyſikus. Von der „Noachide", der „Kalliope" ward kein Wort gehört. Das verdroß mich ein wenig, doch machte es mir den Geſchmack dieſer Herren verdächtig. Ich habe ihnen auch geſagt, daß ich viel Tinte vergoſſen habe, doch nicht in der erſten Begierde nach großem Namen, mehr zur Beſchäftigung; man habe in achtzig Jahren viele unbeſchäftigte Stunden. Alſo hab ich meinen Lohn empfangen. Wenn meine Werke doch nützten oder beluſtigten, ſo hab ich keine hörnerne Fibern, daß es mir nicht Freude mache. Es war nicht weit von 11 Uhr, als ſie von mir ſchieden. Sie gingen in der Fortification nach dem Wolfbache. Abends deſſelben Tages ſchickte ich Hrn. Lavater ihnen zu übergeben: Apollons „Argonautica" dem Herzog; die „literariſchen Nachrichten" und „Evadnen"

und „Kreusa“ Goethen. Auch erwähnte dieser nicht mit einer Silbe der politischen Dramen, die ich ihm im Sommer 1776 zugefertigt hatte.

43.

1779, 13.—15. December.

Mit Israel Hartmann.

a.

Denken Sie! den 13. December 1779 ging ich nach Stuttgart und traf bei meinem Vetter [Hof- und Domänenrath Georg Hartmann] den Hn. Geheimerath Goethe von Weimar, der eben von Zürich gekommen war. Über eine Stunde sprach ich mit ihm. Er sagte von Lavaters unermüdeter Thätigkeit: Wenn der Tag [mehr als?] 24 Stunden hätte, er wirkte in einem fort. Am 15. kam Goethe auch mit seinem Herzog nach Ludwigsburg und noch des Nachts in mein Waisenhaus. In meiner Schule stellte er mich dem Herzog vor als des verstorbenen Professor Hartmanns Vater. Goethe freute sich über meinen kleinen Immanuel Israel, von dem er meinte, er habe einen Professorenkopf.

b.

Wir redeten von Hahn und seinen Werken. Goethe war sehr begierig, Hahn zu sehen und zu sprechen. Beim Abschied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küßte, das Gesicht, küßte mich — ich ihn.

44.

1779, 22. December.

Mit Auguſt Wilhelm Iffland.

Den 21. kamen Goethe und der Herzog von Weimar hier [in Mannheim] an. Sie ſahen „Die Eheſcheuen“. Den 22. war Goethe zu Ehren freier Eingang für jedermann und „Clavigo“. Er ließ um 4 Uhr vor der Komödie mich zu ſich bitten. „Liegt Ihnen etwas daran“ — ſo ſagte er — „ſo verſichere ich Ihnen meine ganze Bewunderung. Mit ſo viel Wahrheit und Delicateſſe ſah ich ſeit Ekhof nicht ſpielen. Folgen Sie meinem Rath: ſpielen Sie entweder oder: immer das Äußerſte, das niedrigſt Komiſche und höchſte Tragiſche. Es iſt ein odieuſer Kerl, der einmal Zeug zu was Außerordentlichem hat, und bleibt im Mittel, Uff!“ — und dabei ſpannte er jede Nerve — „hinauf! hinauf! oder ganz im Drecke. Bei Gott! ich wundere mich, daß Sie ſo jung ſind und Reſignation genug haben, Alte zu ſpielen. Wenn ich vierzehn Tage dabliebe, ſo wollte ich Ihretwegen den „Cid“ von Corneille umarbeiten, ſo gefallen Sie mir. Adieu! Ich empfehle Ihnen den „Carlos“.“ — Ich ſprach ihn den Tag nach „Clavigo“ bei Herrn von Dalberg, und er war mit meinem Carlos ſehr zufrieden. Ein bischen zu geſchwinde wäre ich geweſen, meinte er. Den 23. ſahe

er den Baron Abslut in den „Nebenbuhlern“ von mir. Nach der Vorstellung kam der Herzog und Goethe auf das Theater; der Herzog sagte mir sowie Goethe viel Schönes. „Gehen Sie stracks fort auf Ihrer Bahn; Sie sind den Beifall werth, den Sie überall erhalten müssen. Adieu! Adieu!“ Hier gab er mir die Hand. „Leben Sie glücklich! Denken Sie zuweilen an Goethe: er hat Sie lieb.“ — Daß ich mir vor Freude hätte einen Rausch trinken mögen, kannst Du denken. Goethe, Goethe sagte mir das! — Eine Anekdote! Es war eine Seitenthür auf dem Theater, durch die der Herzog und sein Gefolge vom Theater ging. Goethe — als ob er mechanisch überall Original wäre, ging schnell hinein und kam eher wie der Herzog. In der Art, mit der er es that, steckte das Sonderbare. . . . . Goethe hat einen Adlerblick, der nicht zu ertragen ist. Wenn er die Augenbrauen in die Höhe zieht, so ist's, als ginge der Hirnknochen mit.

45.

1779 oder 1780.

Mit Karl Ludwig v. Knebel.

Knebel versicherte, das Lob, das Goethe dem „Oberon“ ertheilt habe, sei aufrichtig gewesen. Aber vor „Nathan dem Weisen“ sei er ordentlich prosterniert. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher

Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht.

46.

1780, 8. und 14. August.

Mit Johann Anton Leisewitz.

Daß Leisewitz vor allen Goethen zu sehen und zu sprechen wünschte, ist selbstverständlich. Sein Bericht über die zweimalige Begegnung mit dem Dichter des „Götz" ist um so schätzbarer, als Goethe derselben nur einmal und da sehr flüchtig gedenkt. Lassen wir Leisewitz selbst reden: (8. August) „Zu Goethen, der auf einem sehr simpeln Gartenhause in der Gegend des Sternes wohnte. Er gefiel mir doch sehr — schon seine Physiognomie nahm mich sehr ein. Von Jacobi. Goethe sagte, er hätte schon von der Natur ein kleines Vulkanchen bekommen, durch Wein Schwefel zugegossen, und durch Leidenschaften fleißig zugeschürt. — Von meiner Gesundheit. — Bode hatte mir gerathen, nach Ilmenau zu gehen und Goethe rieth mir auch dazu, weil er die harzigen Ausdünstungen der Fichten für sehr gesund hielt. — Ich habe keine Lust dazu. Wir waren nur kurze Zeit da, weil wir später hinkamen, als er uns bestellt hatte. Er bat mich aber doch, ihn mehr zu besuchen. Auf dem Hin- und Herwege sprachen Bode und ich viel

Geſcheutes, beſonders über Goethens Stolz und Wielands Eitelkeit.“

Die zweite Begegnung fand erſt am 14. Auguſt ſtatt und währte längere Zeit, als die erſte. „Zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, ſeine Phyſiognomie noch genauer zu betrachten: ſchöne braune Augen und ein hübſches Obergeſicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. Wir ſpeiſten in einem Zimmer, das mit einigen antiken Statuen und mit Naturalien-Schränken beſetzt war; eine Statue des Apollo ſchien mir nur für das Zimmer zu groß.

Goethe zeigte in ſeinem Betragen die größte Simplicität, die ich ebenſo erwiederte. Ich ſchien ihm doch ſehr zu gefallen; er verſicherte mich zu verſchiedenen Malen, es ſei ihm ſehr lieb, mich zu kennen und das letzte Mal vor dem Marſtalle mit einem zärtlichen Händedruck. — Die Converſation war meiſtens ſehr ernſthaft und es dauerte lange, ehe ein Wort von Literatur vorfiel; er wiederholte, was ich ſagte, oft mit Beifall. Von den Gegenden um Weimar — von einer Unterſuchung der Mineralien im Lande — von Armen-Anſtalten — Goethe hat auf ſeine Koſten im Weimariſchen Verſuche gemacht, mit denen er zufrieden war — von Schlieſtedt — von Herder — von dem Alter der Welt und der Narrheit, dieſes Alter auf 6000 Jahr zu ſchätzen — von einigen Steinarten im Weimarſchen — von Gärten und vom Landleben. — Goethe ſchätzte ſich ſehr glücklich, daß er außer der Stadt

lebe. Er ſagte, es beruhigte ihn ungemein, wenn er noch ſo verdrieslich zu Hauſe käme und ſähe, daß Alles noch auf ſeiner Stelle ſtände — von dem immer Neuen in der Natur; — ich meinte, daß es gewiſſe Partien gäbe, die ſich nur einen Tag im Jahre ausnehmen, wie man vordem Berceaux angelegt hätte, worin die Sonne alle Jahre nur einmal ſchiene — von meiner Bedienung — von Voltaire, den er ebenſo ſehr, als ich, als ein Individuum abſtrahirt und den Einfluß auf ſein Zeitalter bewundert; — er billigte meinen Gedanken ſehr, daß Voltaire nichts verſalzen und nichts verzuckert habe — von Leſſing, mit der größten Achtung, insbeſondere wegen ſeines Nathan und ſeiner theologiſchen Controverſen — von der Unfähigkeit der deutſchen Nation, Laune zu empfinden — er ſagte, „wenn man ihnen eine Blume zeigt, ſo fragen ſie gleich: Riecht ſie? Kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?“ Goethe hatte einen Brief zu ſchreiben, ließ mich deswegen einige Zeit allein und begleitete mich dann nach dem Marſtalle, weil er zu einer Komödien-Probe nach Ettersburg will.“

47.

1780, November (?).

Mit Wieland.

Indeſſen danke ich Dir [Merck] nochmals für Dein angefangenes Eulogium von Kaſſel und ſeinem Fürſten. Daß das Portal daran fehlt, laß Dich nicht verdrießen.

Goethe riß es ein. Es ging damit zu, wie folgt: Ich war (vor etlichen Wochen) bei der Herzogin Mutter, und hatte Dein Scriptum mitgebracht, weil ich weiß, daß ihr Alles, was von Dir kommt, Vergnügen macht. Ich las es vor und sie machte sich selbst Spaß dabei mit allerlei Gloſſen über die ſchönen Dinge, die Du dem Landgrafen ſagſt. Sie behauptete, Du hätteſt expreß Deinen rothen Rock dazu angezogen, wie Du dieſen Aufſatz niedergeſchrieben; ſie könnte ſich Dich dabei nicht anders denken; und deſſinirte uns dabei die ſchelmiſche Miene vor, die Du dazu gemacht haben müßteſt ꝛc. ꝛc. Kaum ſind wir mit Leſen fertig, ſo kommt Goethe, und da er uns, c'est à dire, die Herzogin und meine Wenigkeit, letzteren mit einem Manuſcript in den Pfoten, ſehr intriguirt ſieht, will er wiſſen, was wir haben. Weil nun kein Geheimniß aus der Sache zu machen war, ſo wurde er gebeten, ſelbſt zu ſehen, was es wäre, und das opus allenfalls pro secunda audientia laut zu leſen. Das er dann auch that. Wurde alſo eine ordentliche akademiſche Vorleſung daraus, und das Reſultat davon war, daß Goethe, nach verſchiedenen Deliberationen und pro und contras, eine große Rabenfeder von der Herzogin Schreibtiſch holte, und einen armsdicken Strich durch die Präfation machte, als von welcher er behauptete, daß ſie zwar an ſich ſelbſt witzig und maliziös genug ſei, aber das liebe Publicum auf den Kopf ſtellen, verwirren, den guten Effect der folgenden Elogen ruiniren, folglich alles

Verdienst, welches E. E. sich dadurch, daß Sie einmal was Gutes von Ihrem Nebenmenschen gesagt, gemacht hätten, wieder vernichten würden. Da ich nun von der Wahrheit dieser Bemerkung höchlich überzeugt war, auch Goethe die Verantwortung dieser liberté grande, die wir uns mit Deinem Werke genommen, wie billig, ganz auf sich zu nehmen versprochen, so blieb es bei dem einhelligen resoluto: das heilige Werk ohne Präfation, und nach homerischer, oder vielmehr tristanischer Weise in medio actu anzufangen.

48.

1782, Anfang (?).

Bei Weimars Liebhaberbühne.

Um dieselbe Zeit wurde auch ein Liebhabertheater in Weimar eröffnet, woran Goethe, Corona Schröter, Bertuch, v. Einsiedel u. a. den lebhaftesten und thätigsten Antheil nahmen. Einst spielte man den „Eifersüchtigen Ehemann". Die Rolle des Liebhabers in diesem Stücke war dem Herrn v. Einsiedel zugefallen. Unglücklicherweise aber überfiel diesen kurz vor der Aufführung eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in so kurzer Zeit nicht wieder zu besetzen und zum Verdruß aller übrigen Mitspielenden stockte nun das Ganze. Da schlug sich, mehr beherzt und gutmüthig, als in solchen Dingen gewandt, ein verwegener sächsischer Rittmeister in's

Mittel und übernahm die Rolle. . . . . Als es aber zur Aufführung kam, wurde es dem tapfern Rittmeister vor der Stirn so heiß, als sollte er an der Spitze einer Schwadron Husaren eben in den Feind einhauen. Indeß faßte er sich noch zur rechten Zeit und spielte fort bis auf die Scene, wo er mit seiner Geliebten von dem eifersüchtigen Ehemann überrascht und mit einem Dolche erstochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, stockte und meckerte in einem fort, und der eifersüchtige Ehemann, den Bertuch spielte, welcher schon lange mit seinem Dolche in drohender Stellung hinter den Coulissen wartend stand, konnte seiner Mordlust kein Genüge thun, weil das Stichwort noch immer nicht gefallen war. Aber wahre Seelenangst empfand er, als der rittmeisterliche Liebhaber den Kopf so gänzlich verlor, daß er seine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakespeare sagt, wieder von vorn anfing, sodaß sich eine Perspektive eröffnete, die den Regisseur Goethe veranlaßte, Bertuch den Rath zu geben, auf die Bühne zu springen und dem Leben seines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchstoß gleichsam ex tempore den Garaus zu machen. Das geschah, aber wer beschreibt die Verzweiflung des Ehemanns, als der Rittmeister trotz des extemporirten Dolchstoßes nicht fallen will! Vergebens raunt er ihm zu verschiedenen Malen in's Ohr: „In's Teufels Namen, so fallen Sie doch!“ Er rührte sich nicht von der Stelle, sondern blieb wie ein von Wellen gepeitschter

Fels, in militärischer Haltung und kerzengerade vor seiner Geliebten stehen, indem er ihr, sowie dem wüthenden Ehemann ganz kaltblütig entgegnete, sein Stichwort sei noch nicht gekommen. In diesem für den Regisseur nicht minder als für die Mitspielenden, am meisten aber für die Zuschauer, die sich diese Scene gar nicht erklären konnten, peinlichen Augenblick faßte Goethe einen heldenmüthigen Entschluß, indem er mit donnernder Stimme hinter den Coulissen hervorief: „„Wenn er von vorn nicht fallen will, so stich ihn von hinten durch den R[anze]n. Wir müssen ihn uns auf alle Fälle vom Halse schaffen!““ Drob ermannte sich der sonst so thätige, jetzt aber völlig verstörte Bertuch. „Stirb!“ rief nun auch er mit schrecklicher Stimme und führte zugleich einen so nachdrücklichen Dolchstoß in die Flanke seines Widersachers, daß derselbe, durch dies Seitenmanoeuvre . . . außer Fassung gebracht, diesmal glücklich zufallekam. In demselben Augenblick erschienen aber auch schon vier von Goethe abgeschickte handfeste Statisten, die ausdrückliche Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, beiseite zu schaffen. Dies geschah denn auch wirklich, und zur größten Freude der Zuschauer konnte das Stück nun ungehindert fortspielen.

49.

1783, 5.—7. Februar.

Mit Seidel.

Ich [Eckermann] fragte ihn [Philipp Seidel], ob Goethe in jener ersten Zeit seines Hierseins auch sehr lustig gewesen. Allerdings, antwortete er, sei er mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; in solchen Fällen sei er gewöhnlich ernst geworden. Immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerichtet, das sei im Allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtung gewesen. Abends habe ihn der Herzog häufig besucht, und da hätten sie oft bis tief in die Nacht hinein über gelehrte Gegenstände gesprochen, so daß ihm oft die Zeit und Weile lang geworden und er oft gedacht habe, ob denn der Herzog noch nicht gehen wolle. „Und die Naturforschung," fügte er hinzu, „war schon damals seine Sache."

„Einst klingelte er mitten in der Nacht, und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis ans Fenster gerollt und beobachtet den Himmel. „„Hast Du nichts am Himmel gesehen?"" fragte er mich, und als ich dies verneinte: „„so laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen."" Ich lief hin; der Posten hatte aber nichts gesehen,

welches ich meinem Herrn meldete, der noch ebenso lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre!““ sagte er dann zu mir, „„wir sind in einem bedeutenden Moment: entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.““ Und nun mußte ich mich zu ihm auf's Bette setzen und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“

Ich fragte den guten Alten, was es für Wetter gewesen. „Es war sehr wolkig,“ sagte er, „und dabei regte sich kein Lüftchen; es war sehr still und schwül.“ — Ich fragte ihn, ob er Goethen jenen Ausspruch sogleich auf's Wort geglaubt habe. „Ja,“ sagte er, „ich glaube ihm auf's Wort; denn was er vorhersagte, war immer richtig. Am nächsten Tage“ — fuhr er fort — „erzählte mein Herr seine Beobachtungen bei Hofe, wobei eine Dame ihrer Nachbarin in's Ohr flüsterte: „„Höre! Goethe schwärmt.““ Der Herzog aber und die übrigen Männer glaubten an Goethe, und es wies sich auch bald aus, daß er recht gesehen; denn nach einigen Wochen kam die Nachricht, daß in derselbigen Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden.“

50.

1783, 9. Februar.

Mit Johann Gottfried Herder.

Bei der Predigt am Geburtsfeſt [des Erbprinzen Karl Friedrich]*) hat ſich unmittelbar nach dem Amen folgender Dialogus in der Kirche, in dem ſogenannten Rathsſtande zugetragen:

Goethe: Was denkſt Du zu der Predigt?

Wieland: (wie er wenigſtens ſagt:) Nun, es war eine wackre Predigt.

Goethe: Er hat doch aber ſo eine harte Manier, die Sachen zu ſagen. Nach ſolcher Predigt bleibt einem Fürſten nichts übrig als abzudanken.

(Ergreift ſeinen Hut und geht ſtill aus der Kirche.)

Zweiter Dialogus bei der Herzogin Mutter.

Sie: Was denken Sie von der heutigen Predigt?

(Wieland ohngefähr wie oben.)

Sie: Mich dünkt aber, daß ſie doch vor dieſen Tag unerwartet war: beim Regierungsantritt oder ſolchen Tagen könnte ſie wohl gehalten werden.

Wieland: Je nun! weil der Herzog ſonſt nicht in die Kirche kommt, ſo hat Herder vermuthlich den Augenblick ergriffen, da er ihn hatte.

Sie: Er ſollte freilich mehr in die Kirche gehen ꝛc.

*) Gedruckt in Herder's „Chriſtlichen Reden und Homilien" III. Theil („Zur Religion u. Theologie" X. Theil) 1828. S. 53 ff.

Dritter Dialogus. Abends im großen Saal bei Hofe.

Herzog: Sind Sie heut in der Kirche gewesen?

Wieland: Ja, Euer Durchlaucht.

Herzog: Wie hat Ihnen die Predigt gefallen?

Wieland: (wie oben.)

Herzog: Ich weiß doch aber nicht, was die Leute bei einem Kind für erstaunende Hoffnungen haben. Es ist doch nur ein Kind.

Wieland: Aus dem indessen Alles werden kann und da hofft jeder, daß das Beste aus ihm werde.

Herzog: Übrigens war die Predigt ganz ohne Piques (das ist ein Lieblingswort hier).

Wieland: O ganz ohne Piques: sie war, dünkt mich, so rein wie sie von der Kanzel kommen mußte.

Herzog: Es war eine brave Predigt.

Dies ist, was der Hofpoet in einer Ergießung seiner guten Laune und neuen Freundschaftswärme erzählte, dazu ihn vor wenigen Wochen ein Genius in der Nacht ermahnt hat. Ich muß Ihnen doch auch diesen Traum hersetzen:

„Mich dünkte, ich stand bei einem Concert am Hofe im Saal an der Wand und hörte. Herder so angekleidet, wie er bei Hofe erscheint (d. i. in Mantel und Kragen), tritt vor mich und sieht mich mit sehr ruhigem, guten Blick an. Mir [Herder] war das fatal; denn ich hatte mir fest vorgenommen, gar nicht mehr an Sie beide zu denken“ . . . . .

51.

1783, April.

Mit Friedrich Matthisson.

Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten unweit Weimar. Es galt, Ostereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig.

Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser muthwilligen Queckfilbergruppe als ein wohlgewogener oder ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel nachbildete. Ein Mann, der an der Kindheit und an der Musik Ergötzen findet, ist ein edler Mann, wie schon Shakespeare behauptet, welchen Satz mir auch die Erfahrung mehr als einmal in das Buch meiner heiligsten Wahrheiten einschrieb. Ich war eigentlich zudringlich, bloß um dem Verfasser von „Werthers Leiden" einen Blick abzugewinnen und mir sein Bild bleibend in die Seele zu prägen. Er

war sehr artig und äußerte beim Anblick der ihm wohlbekannten Uniform des damals noch blühenden Philanthropins zu Dessau: „Sie sind hier völlig in Ihrem Elemente; ich bitte Sie zu bleiben, so lange es Ihnen angenehm ist.“

52.

1783, September.

Mit v. Trebra.

Unser romantischer Weg führte uns vom Oberteichdamme in einer mehr auf Dienstleistungen beziehenden Richtung auf den Rehbergersgraben herunter nach Andreasberg, und so nah an der Rehbergerklippe vorbei. Diese hohe, nahe am Graben ganz senkrecht dastehende Felswand war mit einem großen Haufen herunter gestürzter Bruchstücke von Tisch- und Stuhl- und Ofen-Größen verschanzt, von welchen sogleich viele zerschlagen wurden. Unter ihnen von jenen Doppelgesteinarten Granit, mit aufgesetztem, eingewachsenem, dunkelblauem, fast schwarzem, sehr hartem (jaspisartigem) Tongestein. „Die können nirgends anders herkommen, als von jener Klippe da vor uns.“ „„Dahin müssen wir!““ antwortete mein Freund [Goethe]. „Behutsam! Vorsichtig!“ schrie ich ihm nach, „die moosbedeckten schlüpfrigen Felsstücke liegen gefahrvoll durcheinander; wir können die Beine dazwischen brechen.“ — „„Nur fort! Nur

fort!"" antwortete er voraneilend; „„wir müſſen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälſe brechen."" Und wir kamen zuſammen heran an den Fuß der Felswand, wo wir nun gar deutlich den Abſchnitt des ſchwarzen Geſteins auf dem blaß fleiſchrothen Granit in gar langer Linie ſich hinziehend erkennen konnten. Aber, unſerer ziemlichen Größe ungeachtet, erreichen mit den Händen konnten wir ſie doch nicht. „„Wenn Du Dich feſt hinſtellen wollteſt,"" ſagte mein Freund zu mir, „„ſo wollte ich jene in den Felſen eingewachſene Strauchwurzel ergreifen, mich im Anhalten an ſie hebend auf Deine Schultern ſchwingen, und dann würde ich den ſo kenntlichen Abſchnittsſtrich wenigſtens mit der Hand erreichen können."" So geſchah's, und wir hatten das ſeltene Vergnügen, den merkwürdigen Abſchnittsſtrich von hier eingewurzeltem Urgebirge, rothen Granit, und drauffſtehenden dunkel-, faſt ſchwarzblauen Thongeſteins nahe zu ſehen, ſogar mit Händen zu greifen.

53.

1784, September.

Mit Jacobi.

Am 25. kam nun auch Claudius. Aber Sie, liebe Amalia [Fürſtin Gallitzin], kamen nicht. Nach mir und meiner Schweſter trauerte niemand mehr darüber als Goethe. Er hatte über ihren großen Schattenriß eine un-

sägliche Freude. Mein Vorsatz war, ihn nur eine Copie davon nehmen zu lassen; aber er eignete ihn sich so eifrig zu, daß ich unmöglich dagegen an konnte. Von der vornehmen Gesellschaft haben wir uns nicht stören lassen. „Ich weiß wohl, sagte Goethe, daß man, um die dehors zu salviren, das dedans zu Grunde richten soll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verstehen.“ —

54.

1786, Mai (?).

Mit Friedrich August Wolf.

Den Verfasser überraschte ... dies Ölgemälde [von Franck], das den alternden Dichter ihm fast in derselben Gestalt wieder darstellte, wie er ihn seit dem Frühjahre von 1786 außer sich nicht gesehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfasser, selbst im siebenundzwanzigsten Jahre, ihn, der in der schönsten männlichen Kraft strahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttnerschen Bibliothek, wo sich bald ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen und Unwesen überhaupt anknüpfte, ein Gespräch, woraus ihm noch manche geistvolle Ansichten gegenwärtig blieben bis auf die neueste Zeit, wo er die Jenaischen und Weimarschen Bibliotheken nach gleichen Grundsätzen geordnet und gewissermaßen vereinigt sah.

55.

1786, 27. Juni.

Mit Friedrich Johann Justin Bertuch.

Ich war am Dienstage bei Goethe und sprach mit ihm über seine Erklärung. „Sie haben die Schraube sehr scharf angezogen," sagte ich ihm; „Göschen wird zucken, indessen wir wollen sehen, was er darauf sagt; einige Milderung werden Sie ihm auf alle Fälle accordiren müssen." — „„Es ist wahr,"" sagte er, „„ich habe meine Forderung etwas gesteigert, meine gedruckten und ungedruckten Werke in Eine Brühe geworfen und eine Summe überhaupt gefordert, 1) weil ihm beide wegen der neuen Bearbeitung gleich und so gut wie ganz neu sind; 2) um uns nicht wegen der diversen Bogenberechnung zu geniren; 3) weil ich, da Göschen nicht changirt, sondern bloß coulant handelt, auf eine 2. Auflage so gut als nicht rechne und also alles, was ich hoffen kann, von dieser erwarten muß. Hingegen will ich ihn wegen der Stärke der Auflage gar nicht einschränken und für die gute Auflage in gr. 8vo auch nichts verlangen, auch die Subscription auf alle Art durch meine Freunde unterstützen helfen ꝛc."" Dies war ohngefähr seine Meinung und ich merke, daß er von den 2000 Thalern wohl nicht abgehen wird, allein eine Milderung auf $1\frac{1}{2}$ Ldr. pr. Bogen einer zweiten Auflage und der 80 Freiexemplare vielleicht auf 40,

näml. 25 ordin. und 15 in gr. 8^{ve} wird er sich gewiß gefallen lassen. — Da er nun kommende Woche ins Karlsbad geht und doch noch gern die Ankündigung entworfen sehen wollte, so setzte er mir gestern den verabredeten Briefextract dazu auf, und ich habe sie, insoweit als ich sie ohne Ihren Calcul machen konnte, entworfen. Hier ist sie. Er hat sie gelesen und ist damit zufrieden. Gehen Sie sie nun auch genau durch, füllen Sie die Preise aus, (wenn Sie zuvor die Verlagskosten genau berechnet haben) und fügen Sie noch hinzu, was Sie theils wegen der guten Edition, theils sonst noch überhaupt für nöthig finden. Schicken Sie mir sie dann auf den Montag zurück und melden mir, wie viel tausend ich davon soll drucken lassen. Ich rechne, daß sie 2 Octavblätter Median mit Petit giebt und dächte, 20000 wären nicht zu viel, weil wir sie durchaus bei etl. der gangbaren Zeitungen, sowohl gelehrte als politische, mit beischlagen lassen müssen. Goethe allein will 1000 Stück ins Karlsbad zum Vertheilen haben.

56.

1786, 24. Juli.

Mit .... Dietmar.

Als ich — noch Candidat — im Jahre 1786 vom Hofrath Wieland dem damaligen Herzog Carl August im Stern — so heißt ein Theil des herzoglichen

Gartens — vorgestellt wurde, sah ich unter den ihn umgebenden Gelehrten auch Goethe. Er unterhielt sich eben mit einem Offizier und ich hatte nicht Gelegenheit, mich ihm zu nähern.

Nach meiner Rückkunft von Schnepfenthal stattete ich, an demselben Orte im erwähnten Garten, den Bericht über das Erziehungsinstitut dem Herzog von Weimar ab, wie er es verlangt hatte, und beim Abtreten äußerte ich mein Bedauern gegen Musäus, den berühmten Goethe nicht gesprochen zu haben.

„Das können Sie noch verbessern," meinte Musäus. „Wenn Sie jetzt Nachmittags gegen sechs Uhr zu ihm gehen, will ich Sie begleiten." Dieses Anerbieten nahm ich dankend an. „Melden Sie sich nur als der Studiosus, den er im Stern, vor acht Tagen, zuerst auf der Linde*) gesehen hätte, dann nimmt er Sie gewiß an. Wir haben Ihre damalige Standeserhöhung herzlich belacht." Unter der von Musäus angerathenen Adresse ließ ich mich bei Goethe anmelden. „„Sie kommen von Ihrer Schnepfenthaler Reise zurück?"" fragte mich der damals noch in der Blüthe seines männlichen Alters stehende Goethe (er war erst siebenunddreißig Jahr alt). „„Haben Sie Ihre Wißbegierde befriedigt?"" — Ich erzählte ihm alles, was mich von dem Salzmannschen Erziehungs-Institut interessirt hatte. Mein Vorschlag, den ich dem Professor Salzmann ge-

*) Dietmar hatte sich anfangs verborgen, um ungesehen den Herzog und seine Umgebung betrachten zu können.

than, die Naturgeschichte den Kindern in den Abendstunden mittels einer Laterna magica zu lehren, gefiel ihm besonders. „„Er hat einen Bruder in Erfurt,““ erwähnte Goethe, „„der ein geschickter Thiermaler ist, der ihm die unvernünftige Welt zu diesem Behuf auf Glas malen könnte. So wahr und gut es wäre,““ fuhr Goethe fort, „„den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Thiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüth. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragen: wie machst du die Bäume?““

„„Haben Sie auch die Merkwürdigkeiten in Erfurt beachtet?““ fragte Goethe. — „Ich war im Dom, in welchem man mich auf das Gewölbe des Chors aufmerksam machte, das auf keinem Pfeiler ruht, und auf ein schlechtes Gemälde, den großen Christoph in kolossaler Größe vorstellend. Auf dem Glockenthurme nahm ich noch die große Glocke in Augenschein, die 275 Centner schwer sein soll, und im Jahre 1497 von Gerhard de Campis gegossen ist.“ — „„Sie brummt einen tiefen, ernsten Baß,““ meinte Goethe, „„und läßt

sich nur an hohen Festtagen hören. Die Kirche ist alt und zur Zeit des Bonifacius erbaut. Die kleinen Glocken sind, wie ich gehört habe, fast zweihundert Jahr älter. Nichts von Luther?"" „Ich habe den kleinen Hügel Steiger besucht, auf welchem Luther's Jugendfreund, Alexis, an seiner Seite vom Blitz getödtet ward."

„„Dieser Blitz hat in Deutschland ein großes Licht verbreitet, indem er den jungen Luther, der die Rechte studiren wollte, ins Kloster trieb, und dann zur Erkenntniß eines Funkens der Wahrheit brachte. Sahen Sie seine Zelle, die er in Erfurt bewohnte?""

„Ich habe mich in dem beschränkten Raum umgesehen und von der weißen Bretterwand mir Luthers Lebensgeschichte, mit rothen Buchstaben geschrieben, copirt. Auf einer runden Tafel über der Thür stand die lateinische Inschrift:

Cellula

divino magnoque habitata Luthero, salve etc."

„„Ich kenne sie. Die Augustiner Kirche, in welcher der Mönch Luther gepredigt hat, ist seit Kurzem renovirt worden.""

„„Haben Sie auch Lavater gesehen in Gotha?"" —

„Ich habe ihn gesprochen." — „„Er ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher Christi in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen. Das gehört zu seinen Phantasieen, die ihn oft zu übertriebenen Vorstellungen verleiten. Unser

Musäus hat ihn ziemlich gut beleuchtet. — Was haben Sie von meinen Schriften gelesen?"" — „Werther's Leiden." — „„Welchen Eindruck machte seine Leidenschaftsgeschichte auf Sie?"" — „Ich fand seine Empfindungen für Lotte so rein menschlich, daß ich ihm Alles verzeihen konnte, was er fühlte, sprach und that." — „„Haben Sie auch geliebt?"" — „Ich kann es nicht leugnen. In einem Alter von einundzwanzig Jahren kam ich in die Nähe einer schönen Wittwe für die sich alle Gefühle in mir regten, — aber Verhältnisse hinderten mich, in jeder Rücksicht ihr meine Zuneigung zu gestehen. Ich verehrte sie, und nur in ihrer Gegenwart befand ich mich wohl; aber ich sah die Unmöglichkeit ihr die Unruhe meines Herzens zu offenbaren." „„War sie schön?"" — „So fand ich sie, und man sagte mir, daß sie in ihrem unverheiratheten Stande das schönste Mädchen in der ganzen Umgebung gewesen wäre."

— „„Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?"" — „Das habe ich schon öfters eingesehen, aber nicht mit Worten auszudrücken verstanden."

„„Wissen Sie: le paradis est pour les ames tendres, et condamné sont ceux qui n'aiment rien.""

„Davon bin ich überzeugt, aber so glücklich die Liebe macht, so viel Leiden und Schmerzen führt sie auch mit sich. Ich habe die schöne Stelle memorirt, welche mir in Ihrem „Werther" gefiel."

„„Und welche war es?““

„Wer hebt den ersten Stein gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.“

„„Die ganze Theorie des Anstandes läßt sich auf den unsichern Grund des Vorurtheils zurückführen. Es giebt allerdings Situationen des Lebens, in welchen das Herz beredt und der Mund verschwiegen ist. Ja das erstere ist sogar in Furcht, seine kleinen, aber heftigen Bewegungen zu verrathen, und, um nicht in Gefahr zu kommen, wählt das furchtsame Herz die Verschwiegenheit, oder sucht die Unterhaltung auf gleichgiltige, fremde Dinge zu leiten.““

„„Ich habe mich noch nie,““ sagte Goethe, „„mit einem jungen Manne, der eben die Universität verlassen, so ernsthaft unterhalten.““

„Verzeihen Sie, ich bin schon siebenundzwanzig Jahr alt, und spät auf Universitäten nach Halle gegangen.“

„„Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit Osteologie beschäftige,““ fuhr Goethe fort, „„so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. — Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen.““

57.

1786 Ende oder 1787 Anfang.

Mit Adalbert Gyrowetz.

Einstweilen blieb Goethe für einige Zeit in Rom und es bot sich dem Gyrowetz die erwünschte Gelegenheit dar, dessen nähere Bekanntschaft zu machen. So geschah es, daß Gyrowetz in Goethes Gesellschaft die Merkwürdigkeiten und Alterthümer Roms besah, manche alte Ruine selbst mit Gefahr bestieg und auf diese Art die meiste Zeit in Durchschauung und Durchkriechung verfallener Denkmäler und in Bewunderung so mancher künstlerischer Schätze zubrachte. Die Bäder des Caracalla wurden durchsucht, wo man auf lauter Mosaikbruchstücken herumwandelt und noch die Säle zu sehen sind, worin die Gladiatoren ihre Spiele übten. Auch fand man unter diesen Ruinen zuweilen einige Bruchstücke von alten musikalischen Instrumenten, welches dann Gelegenheit gab, über alte und neue Musik und deren Ausübung und Zustand manches zu sprechen und zu bemerken, worin auch Goethe bewies, daß er einen richtigen Begriff von gründlicher und wohlgeordneter Musik besaß und nicht mit denen gleicher Meinung war, welche jede Musik, geordnet oder ungeordnet, für classisch halten, wenn selbe durch bizarre, ungeregelte Ideen, durch Getöse und Lärm, oder durch verwirrte Modulationen dem Ohre fremd klingt, und so etwas

in der Musik für neu halten, weil es eben durch seine Unregelmäßigkeit und Systemlosigkeit ihrem Ohre als ungewöhnlich erscheint, und womit sich manche selbst verständig scheinende Musiker gröblich täuschen lassen.

58.

1787, 25. Februar (?).

Mit Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.

Sie [Goethe] werden sich noch erinnern, als wir in Neapel in der Locanda al Largo di castello abgestiegen waren, forderten Sie ein Glas Wasser zum Trinken, und als man es Ihnen gereicht, wurde ich gewahr, daß viele Insecten darin waren; ich wollte verhindern, es zu trinken, und forderte reineres, aber wurde von dem Mädchen versichert, daß das das beste sei, welches sie hätten, und jeder trinke es gern. Sie nahmen das Glas und tranken es ruhig aus und sagten: „essen wir doch Krebse und Aal, und schaden nicht, so werden diese kleinen, zarten Thierchen es auch nicht thun, und nähren vielleicht.“ Dann ließen wir uns den Ort zeigen und schöpften selbst aus der Cisterne ein Glas recht aus dem Grunde, wo unzählige Geschöpfe in waren von ungeheuern Gestalten.

59.

1787 Mai.

Mit Gyrowetz.

Zur nämlichen Zeit war es, daß Goethe aus Sicilien nach Neapel zurückkam und Gyrowetz auf der Promenade alla giardina Reale traf, wo sie beide öfters zusammen auf- und abgingen und nebst andern Gegenständen vieles über Musik und den Zustand der Musik in Italien überhaupt sprachen. Goethe bewies dabei, daß er sehr große Kenntniß in der Musik besitze. Er behauptete auch, daß die alten italienischen Meister in ihren Opern mehr contrapunctische Figuren anzubringen suchten und mehr für den Sänger, als für das Orchester in ihrem Satz gesorgt hätten. Auch hätten die alten Meister vermieden, die Stimme des Sängers durch starke Instrumentirung und besonders durch zu viele Anwendung von Blasinstrumenten zu verdecken.

— — — — — — — — — — —

Zu jener Zeit wurden auch bei dem österreichischen Gesandten Baron Thugut mehrere Concerte durch den Herrn Legationsrath Hradawa veranstaltet, wozu auch Goethe wie Gyrowetz geladen wurden. Als Gyrowetz dort eingetreten war, fand er Goethe zwischen einer Thürschwelle, die in den großen Saal führte, ganz allein und unbeachtet dastehen. Gyrowetz ging sogleich zu ihm und sagte ihm, er möchte doch vorwärts in den

Saal schreiten und nicht so versteckt dastehen. Goethe dankte höflich und bat, man möge ihn nur ruhig stehen lassen; er höre alles und liebe nicht, in die große Welt zu treten. Überhaupt war in dieser Zeit das Benehmen Goethes sehr freundlich, ja sogar etwas schüchtern und demüthig.

60.

1787.

Mit Karl Philipp Moritz.

Reiser [d. i. Moritz] suchte .... viel in der Maurerei und war auch, bis zu seinem Tode, fest überzeugt, daß viel Gutes dadurch bewirkt werden könne, wenn man sie recht zu nutzen verstehe.

Er sahe indessen bald, daß dies wohl schwerlich geschehn dürfte, — daß seine großen Ideen über diesen Punkt fromme Wünsche sein und bleiben würden und zog sich nach und nach mißvergnügt zurück.

Ganz kalt wurde er dagegen auf seiner Reise in Italien, durch seine genauere Bekanntschaft mit dem Herrn Geheimrath von Goethe. Dieser große Mann hat in seinem Faust deutlich genug gezeigt, wie wenig er von der Maurerei hält — ob mit Recht oder Unrecht, bin ich zu schwach zu entscheiden.

Nur so viel weiß ich, daß seine Demonstrationen und — ehrlich zu sein — vielleicht noch mehr sein Spott:

„Mein Gott und auch Sie können noch so schwach sein, darin etwas zu suchen," bei Reisern die Wirkung hervorbrachte, daß er nun das Kind mit dem Bade ausschüttete.

61.

1788, 7. August.

Mit Caroline Herder geb. Flachsland.

Goethe kam auch heute wieder und sagte mir die besten Folgen Deiner Reise vor. Unter andern sagte er auch, daß er vierzehn Tage vor der Abreise aus Rom täglich wie ein Kind geweint habe.

62.

1788, 14. August.

Mit C. Herder.

a.

Eben war Goethe da; er hat viel Lustiges — ich möchte sagen: Betäubendes — über seine häusliche menschliche Situation gesagt; es war aber in allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion, und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte und dgl.

Alles was Du in Deinen 3 Bänden der [„Ideen zur] Philosophie [der Geschichte der Menschheit"] von den Tataren bis zu den Römern geschrieben hättest, käme alles darauf hinaus, daß ein Mensch ein Hauswesen besitze — und (setzte ich hinzu) mit Vernunft sich regierte.

Das ist der kurze Auszug unseres Gesprächs, das wir mit ziemlich guter Laune gehalten haben.

b.

Goethe besucht mich fleißig; er war gestern da; ich habe Dir im Brief der Herzogin etwas vom Gespräch erzählt. Im Ganzen will es mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt ohne seinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er sei sinnlich geworden, und sie hat nicht ganz unrecht. Das Hofgehen und Hofessen hat etwas für ihn bekommen. Er will sich diesen Winter ganz an die Herzogin halten; das sei die einzige, die ihm geblieben. Mitunter sollte ich und die Imhof zu ihm zu Thee kommen. Ich sagte ja, wenn die Stein mitkäme. „Ach! mit der ist nicht viel anzufangen", sagte er; „sie ist verstimmt, und es scheint nicht, daß etwas werden will." Ich nahm ihre Partie so gut ich konnte; ich glaube aber nicht, daß er ihr entgegengeht.

63.

1788, 17. Auguſt.

Mit C. Herder.

Goethe beſucht mich meiſtens all andern Tag. Er war geſtern Nachmittag da. Er iſt beinah wie ein Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb. Er will ſich auch nie zeigen und nimmt ſich vor jeder Äußerung in acht, daraus man Schlüſſe machen könnte; darum ändert er auch, glaube ich, ſo oft die Reden. Jetzt ſchreibt er ſein Pflanzenſyſtem auf und erwartet Dich künftiges Jahr mit Verlangen dazu; er will's in's Lateiniſche überſetzen und Du ſollſt es corrigiren. Dabei war nun zu hören, daß er auf einige Jahre Arbeit ſich zugeſchnitten hat. Er hat das erſte Buch und das über's Chriſtenthum Deiner „Ideen" geleſen und hat großes Wohlgefallen daran; im erſten Buch hätteſt Du dem Gewirr der Völker ein eignes Intereſſe dadurch gegeben, daß Du ſie auf den Urſprung zurückgeführt. Dem Rom und Papſt hätteſt Du auch Gerechtigkeit widerfahren laſſen, indem Du gezeigt, was ſie gethan u. ſ. w. Deutlich kann ich's nicht ſo recht wiederholen; ich ſagte ihm, er möchte Dir einmal ein Wort darüber ſchreiben.

64.

1788, 25. Auguſt.

Mit C. Herder.

Den 25. wurde dem guten Adelbert [zum Geburtstag] das Tiſchchen gedeckt. . . . . Um 11 Uhr kam Knebel und bald darauf Goethe; zugleich kam auch das Packetchen Bücher aus Nürnberg, und das Jubeln der Kinder war ſehr groß. . . . . Ich las aus dem Brief Goethe und Knebeln vor und ſie hatten beide gleiche Freude mit mir; nicht genug können ſie die gute Art und das reingewaſchene Auge loben, mit dem Du alles ſieheſt und ſo vielfach ſieheſt. Goethe intereſſirt das umſomehr, da er, wie er ſagte, nur Eine Sache ſähe. Nun wurde der Pack aufgemacht. Goethe bekam ſeinen Brief oder vielmehr Gedichte. Emil maßte ſich den Pack Pfefferkuchen an. . . . Goethe und Knebel aßen von allem mit. . . . Goethe war ſehr gut. Ich lobte ihn, daß er zu dieſer guten Stunde gekommen, da er die ganze Woche nicht dageweſen ſei. „Ja," ſagte er, „ich war ſchon auf dem Weg nach meinem Garten und mußte umwenden; es trieb mich her, nicht die Liebe, ſondern vielleicht die Verzweiflung. Ich ging ſoeben vom Herzog weg." Nun war von ſeinem Geburtstag die Rede; ich erinnerte ihn an unſern „Gott" [von Herder], den er voriges Jahr erhalten hatte. „Da bekam ich," ſagte

er lächelnd, „den Gott, um dies Jahr an keinen zu glauben.“ Es müssen unangenehme Dinge durch sein Gemüth gehen.

65.

1788, 26. oder 29. August.

Mit C. Herder.

Goethe war diese Woche noch zweimal da; er liest noch an Deinem vierten Theil. Die wilden Völker, Attila, Geiserich und Consorten haben ihn sehr interessirt; er hat viel davon gesprochen und wird Dir schreiben. Er meint: wenn Du wieder kommst, wirst Du dem Werk einen eignen Glanz geben, aber in der Grundidee nichts ändern können, weil alles unvergleichlich und glücklich gedacht und gestellt sei. Er war sehr heiter und gut.

66.

1788, Ende August oder Anfang September.

Mit C. Herder.

[Mit Bezug auf die Reise der Baronin v. Seckendorf, um sich den nach Italien reisenden Geistlichen, Herder und Domherr Frh. v. Dalberg anzuschließen.]

Goethe ist recht billig. „Wie Herder die Sache mit der Seckendorf ansieht, so ist sie,“ sagte er; „nimmt er sie gut auf, so ist sie gut.“

67.

1788, erſtes Drittel des September.

Mit C. Herder.

Aus Deinem Briefe aus Innsbruck war genug zu ahnen. Ich ſagte nur wenige Worte an Goethe, da antwortete er: „Er wird Italien ſchnell, aber gut ſehen; im Juni eilt er wieder zu Ihnen.“ Es iſt alles auf's höchſte auf die Seckendorf aufgebracht und das mit Recht, aus doppelter Urſache: Euch die Reiſe zu verderben, ſieht ein Jeder, und dann die weibliche Ehre ſo ganz zu beleidigen. . . . . In Rom kann Dalberg die Seckendorf nicht bei ſich haben; das iſt gegen alle Sitte, man duldet es ſogar nicht. Goethe zuckt darüber die Achſeln. „In Neapel,“ ſagt er, „iſt das alles erlaubt, nur in Rom nicht.“

68.

1788, 4.—8. September.

Mit C. Herder.

Goethe ſagte neulich: „Man reiſt ja nicht, um anzukommen, ſondern um zu reiſen.“

Ehe ich weiter ſchreibe, will ich Dir auch etwas von der Kochberger Fahrt ſagen. — Den 5. früh 6 Uhr fuhren wir ab: Goethe, die kleine Schardt, ich und Fritz [v. Stein]. Der ſchönſte Himmel war's, kein

Wölkchen den ganzen Tag; wir waren alle gleich heiter gestimmt. Die Schardt ward über ihre Zuneigung zu den Engländern sehr raillirt, Goethe hat ihr vornehmes und bornirtes Wesen detaillirt, ist über das Betragen des Hofs gegen sie ziemlich piquirt und hat offen und sehr vernünftig darüber geredet. Um halb 11 Uhr hatten wir den stoßigen Weg geendigt. Lotte Lengefeld kam zuerst, uns zu empfangen, dann die Frau v. Stein, die uns alle freundlich empfing, doch ihn [Goethe] ohne Herz. Das verstimmte ihn den ganzen Tag. Wir sahen Zeichnungen, die er mitgebracht. Nachmittag schlief er, und Abends las ich ihr Stellen aus Deinen Briefen vor. Das gab nun eine allgemeine Wärme und Theilnehmung. Tags vorher hatte Goethe dem Prinz August und dem Herzog über das Christenthum [aus den „Ideen"] vorgelesen, die es außerordentlich erfreut hatte. Da bekam er nun in Kochberg einen Brief hierüber, den er Dir schicken wird. Wir sprachen viel von Dir. Der andere Tag war in allem diesem gleich, nur daß Goethe einiges las, das er in den „Merkur" geben will: etwas über die Kunst, Beobachtungen über die Witterung und von der heiligen Rosalia in Palermo..... Den Sonntag gings nach Rudolstadt in's Lengefeldische Haus, das eine herzgute Familie ist. Schiller war auch da; Goethe betrug sich gut gegen ihn und es war eine gute Stimmung. Die Gegend ist schön. Abends nach Kochberg im Mondschein. Goethe sagte das Gedicht über die Rosenkreuzer [„Die Geheimnisse"] und erzählte

aus dem „Taſſo“. Den andern Tag gings wieder nach Hauſe über Orlamünde und Jena in dem unvergleichlichen Saalthal und ſchönſten Wetter. Durch Schiller's Gedicht über „die Götter [Griechenlands“], das Du kennſt, kam Goethe auf die Eigenſchaften, die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunſt dargeſtellt haben, wie es ihm geglückt ſei, den Faden des Wie hierin gefunden zu haben. Er hat hierüber mit Dir, da ich zuhörte, viel geſprochen. Er ſagte endlich: Wenn Ludwig XIV. noch lebte, ſo glaubte er durch ſeine Unterſtützung die ganze Sache ausführen zu können; er hätte einen Sinn für das Große gehabt. Mit 10—12000 Rthlrn. des Jahrs könnte er's in zehn Jahren — in Rom allein, verſteht ſich's — ausführen. Der moraliſche Sinn darinnen hat mich ſehr gerührt. Ihr beide geht wie zwei Genien der Menſchheit zu einem Ziel. Gar ſchön war's, wie er ſagte, daß ein einzelner Menſch nie einen Charakter in dem höchſten Ausdruck haben könne; er würde nicht leben können: er müßte vermiſchte Eigenſchaften haben, um zu exiſtiren. Er war in der Stunde, da er dies alles ſprach, recht in ſeinem Himmel und wir haben ihm endlich verſprechen müſſen, mit niemand davon zu reden. Du warſt natürlich nicht darunter begriffen; denn Du gehörſt ja ganz eigentlich und allein zu dieſem Geſpräch. Dich vermißt er je länger je mehr. Mit Knebel kann er über nichts reden, ſagte er; Du verſtehſt ihn und hilfſt ihm vorwärts durch Dein Studium. In Jena

aßen wir den Mittag bei Knebel, der durch die hiesige Wirthschaft ziemlich verstimmt war.

— — — — — — — — — — —

Gehe ja gleich auf's Land nach Tivoli ꝛc., damit das schwere Rom Dich nicht so sehr drückt. Goethe sagte, wenn er wieder nach Rom käme, würde er von 12 Uhr bis 2 schlafen, die Stunden vor dem Essen. Viele thäten es so und befänden sich wohl. Einen seidnen Gürtel, der dort Morgens und Abends getragen wird, unter der Weste, kaufe ja bald und vergesse ihn besonders des Abends nicht; man trägt ihn in der Tasche mit sich, um ihn immer zu haben.

69.

1788, 7. September.

Mit C. Herder.

Über die Götter und Helden will ich Dir [Herder] doch etwas sagen, was ich damals beiläufig von Goethe gehört habe, als er von den Charakteren in den Bildsäulen sprach, als wir von Kochberg zurückfuhren. „Es ist selbst schwer einen ächten und wahren Götter- und Heldenkopf unter den alten aufzufinden. Der Künstler hat oft, wenn er diesen oder jenen ehren wollte, sein Portrait zum Gott oder Helden, oder jenes Frauenportrait zur Göttin genommen. Dazu gehört ein Studium, die ächten Ideale aufzufinden.“ Vielleicht

weißt Du dies schon, oder es wird Dich aufmerksam machen. Wenn Goethe begünstigt würde durch Glück, Geld und Künstler in Rom, so glaube ich gewiß, daß er jeden menschlichen Charakter vom Scheitel bis zur Fußsohle, wie er glaubt, herausbringen könnte. Dies scheint tief in seiner Seele zu liegen. Sage aber um Gotteswillen keinem etwas davon, weder Angelica noch den Malern! Wir haben ihm ein heiliges Stillschweigen angeloben müssen.

70.

1788, 7. September.

Mit Friedrich Schiller.

Endlich kann ich Dir [Körner] von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von S[chardt], der, die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er

ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß die Nation mehr als jede andere europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstriches die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von fünf Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen. In Rom ist keine Debauche mit ledigen Frauenzimmern, aber desto hergebrachter mit

verheiratheten. Umgekehrt ist es in Neapel. Überhaupt soll man in der Behandlung des anderen Geschlechts hier die Annäherung an den Orient sehr stark wahrnehmen. Rom, meint er, müsse sich erst durch einen längeren Aufenthalt den Ausländern empfehlen. In Italien soll sich's nicht theurer und kaum so theuer leben, als in der Schweiz. Die Unsauberkeit sei einem Fremden fast ganz unausstehlich.

Angelica Kaufmann rühmt er sehr, sowohl von Seiten ihrer Kunst, als ihres Herzens. Ihre Umstände sollen äußerst glücklich sein, aber er spricht mit Entzücken von dem edlen Gebrauch, den sie von ihrem Vermögen macht. Bei allem ihrem Wohlstande hat weder ihre Liebe zur Kunst, noch ihr Fleiß nachgelassen. Er scheint sehr in diesem Hause gelebt zu haben und die Trennung davon mit Wehmuth zu fühlen.

Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her

anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den „Mercur" geben werde; ob er auf nächste Ostermesse seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte.

71.

1788, 22. September.

Mit C. Herder.

a.

Ich schreibe Dir [Herder] heute schon wieder, die Affaire des Geldes kränkt mich aber je länger je mehr. Je länger ich darüber nachdenke, je unedler und niedriger finde ich's, daß Dich Dalberg bezahlen läßt. Er hat Dir die Reise angetragen; er wußte so gut, als wir, daß Du nicht in der Verfassung bist, eine Reise nach Italien zu unternehmen, noch weniger mit ihm al Barone zu bezahlen. Unsre Gutheit spielt uns eben immer üble Streiche, und in der ersten Aufwallung und Theilnehmung an Deinem Verdruß dachte ich, ich

könnte und müßte Dir Geld schaffen, wenn auch gleich zu unserm Nachtheil. Die Sache wird mir aber je länger, je wichtiger, ich habe daher gegen Dein Verbot gehandelt und in Zeiten, ehe wir etwas durch gutherzige Übereilung verderben, Goethe um Rath gefragt. Wie ihn das ganze Betragen indignirt hat, kann ich Dir nicht sagen. An dem allen ist freilich niemand, als die Seckendorf schuld; Dalberg selbst ist aber äußerst schwach, daß er Dein Anerbieten des Mitbezahlens angenommen hat. Jetzt müssen wir darauf denken, daß wir in kein größeres Labyrinth kommen ohne unsere Schuld. Das Resultat unserer Berathschlagung hierüber ist dieses. Das Geld, was ich Dir diesen Winter bis Ostern ersparen kann, müssen wir als einen Hinterhalt zu Deiner Rückreise aufheben. Du selbst mußt nun mit Dalberg mündlich und allein, nur um Gotteswillen nicht schriftlich, durch einen Brief etwa, sprechen, ihm ungefähr dies sagen: „Du hättest die Reise auf sein Anerbieten mit ihm unternommen; er wüßte sowohl wie Du, daß Du nicht mit Frau und sechs Kindern in dem Verhältniß wärest, eine solche Reise auf Deine Kosten zu thun. Du sowohl, als alle Deine Freunde hier sind in der Meinung gewesen, daß Du auf seine Kosten mitreistest. Er selbst war es gewiß nicht anderes Sinnes, da er in Augsburg alles zu bezahlen übernommen hat. Da nun die Reise durch den Beitritt der Frau von Seckendorf so hoch gekommen, so hättest

Du freilich aus übergroßer Gutmüthigkeit Deinen Theil davon mit bezahlt, Du müßteſt ihm aber ſagen, daß Du Dich nicht darauf eingerichtet hätteſt, auch nicht in der Verfaſſung ſeieſt, Dir von Hauſe Geld kommen zu laſſen. Indeſſen, wenn es ſeine Meinung ſei, daß Du bezahlen ſollſt, ſo müßte er Dir aus ſeiner Caſſe ſo viel leihen, als Du brauchſt, und Du würdeſt ihm ſolches nach Deiner Heimkunft nach und nach abtragen." Hier bitte ich Dich nun, lieber Engel! auf den Knieen, gegen undelicates Betragen nicht delicat zu handeln, ſondern dieſen Vorſchuß als Gerechtigkeit von ihm zu verlangen, und Du wirſt es auch erhalten. Goethe behauptet, Dalberg müſſe einen unbedingten Creditbrief mithaben, anders hätte er die Reiſe nicht unternehmen können. „Sie ſind eben wie Kinder," ſagte er, „die einen Spinnrocken anzünden und, wenn er dann brennt, darüber erſchrecken. Ja, ich weiß es am beſten, was es für Geld koſtet, und obendrein ein Weib mitzuführen, iſt lächerlich, koſtſpielig, und macht weder Spaß noch Nutzen". . . . . Findeſt Du für nothwendig, von Dalberg zu ziehen, mehrerer Erſparniß wegen, ſo iſt das Zimmer, das für den Kaiſer beſtimmt war und worinnen Goethe logirt hat, noch ledig. Da könnteſt Du, wenn Du auch mit ihnen zu Tiſch geheſt, was Merkliches erſparen, und mit Bury kannſt Du das alles abmachen. Goethens Freunde werden Dir dort mit Rath und That an die Hand gehen, wenn Du Zutrauen zu ihnen haſt, ſagt Goethe. — Die Rückreiſe

hat Goethe 500 Rthlr. gekostet; Dich wird sie nicht um einen Pfennig weniger kosten. Die 100 Rthlr., die darüber sind, gehen für einige Liebhabereien zu kaufen drauf.

b.

Wie Goethe vom Bezahlen hörte, rief er aus: „Den Teufel auf den Kopf! Glaubt der kleine Mensch, daß er Herder'n nicht unendliche Verbindlichkeit schuldig ist, daß er die Reise mit ihm unternommen hat! Sein Verstand, seine Kenntnisse und sein Werth müssen unschätzbar für ihn sein. Nein! Ihr müsset durchaus in keine Verlegenheit durch ihn kommen. Er muß bezahlen, das ist er schuldig."

72.

1788, Ende September oder Anfang October(?).

Mit C. Herder.

Ich denke, in einem Jahr hat man für die Menge Geld Italien satt, wenn man kein Künstler ist. Goethe gedeiht am besten in Rom. Sein ganzes Wesen ist mir noch ein Räthsel; ich weiß nicht, wie ich ihn entziffern soll. Vor mehreren Wochen sagte er mir einmal, er für seine Person hätte viel Glück, ja, es strömte ihm von allen Seiten zu, aber nur für andre

habe er kein Glück. Ich fühlte diese Wahrheit sehr tief. Sogar sein Petschaft, mit dem Du mir siegeltest, hat mir nichts Gutes gebracht.

73.

1788, Ende September oder Anfang Oktober.

Über Schiller.

Meine [Schiller's] Recension von „Egmont" hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht, und von der Expedition der „Allgemeinen Literaturzeitung" sind sehr schöne Anerbietungen an mich darauf erfolgt. Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen.

74.

1788, 6. Oktober.

Mit C. Herder.

Ich bin durch einen Besuch vom Erbprinzen und Riedel, die sich diesen Nachmittag angemeldet hatten, um die Kinder auf dem Seil zu sehen, verhindert worden weiterzuschreiben. Goethe kam auch und hat mir nachher, nachdem wir viel von Dir geredet haben und er sich recht gefreut hat über das, was und wie Du gesehen hast, und mich über das Ausbleiben der Briefe getröstet und es als nothwendige Zufälle einer

Reiſe betrachtet, ſo hat er mir nachher aus dem „Taſſo“ einige Stellen geleſen. Es iſt eine vortreffliche, würdige Sprache, ein herrlicher Geiſt, der die Charaktere ſo präcis darſtellt. Ich habe nur noch wenig gehört, es gefiel mir aber ſehr, und es freute ihn. Er ſagte, die Jamben ſeien noch beſſer, als in der „Iphigenia“. — Es iſt ihm lieb, daß Du nun in Rom biſt. Da, ſagt er, brauchſt Du auch nicht mehr ſo viel Italieniſch; er hätte meiſt Deutſch geſprochen. Ich hoffe, daß Ihr den Antiquarius Hirt nicht vergeſſen werdet, zu nehmen und die Ducaten doch da nicht ſparen werdet. Es freute ihn, was Du ſogleich vom Bury und der Angelica geſchrieben.

75.

1788, 12. October.

Mit Johannes v. Müller.

Unterwegs habe ich nur ... einen halben Tag ... in Weimar verweilt. Hier überraſchte ich die Herdern mitten im Eſſen ... und da wurde ... viel geſprochen, bis der kleine Gottfried [Herder] an den Hof ging, Goethe zu holen, und dann mich bei die gothiſche Kirche in des Herzogs Garten brachte, da denn der Mann erſchien und wir eintraten in alle Politik des heiligen Reichs, bis plötzlich geklatſcht wurde und die Poſtpferde trabten.

76.

1788, 13. October.

Mit C. Herder.

Goethe kam den Montag zu mir. Von Müllern sagte er, er sähe völlig wie ein Domherr, und das ist wahr. Übrigens gefällt er ihm so halbwegs. Die Zeit war freilich zu kurz. Vom Kaiser sagte er, er hätte das Haus Österreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in hundert Jahren nicht erholen werde. Ich sagte: „So wird's unserm Herzog auch gehen." — „„Ja, nicht anders"", antwortete er; „„und so geht's uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Ort, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mir's von Jugend auf gegangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen, als ein anderer, und ich weiß am besten, wo und wie sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht so zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen. So schadet dem Herder jetzt seine Eigenheit. Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit ist seine Eigenheit, und nun leidet er darunter. Hätte er gefühlt, wer er ist und wie ihm manquirt worden, er hätte von Augsburg aus sich nicht so gütig betragen. Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menschen das Rauhe hervorkehrt."" Diese goldnen Worte waren, als wenn

sie aus unser beiden Seelen herausgeredet wären. Ich sagte ihm, daß Du es so gut als ich wüßtest, daß wir bei jeder Gelegenheit es merkten und es oft übel empfänden. Bei Deinem Verhältniß zu Dalberg sagte er ferner: „„Und wenn ihn Herder 3000 Rthlr. kostet, so ist's nicht zu viel; er hat ihm ja noch immer seine Person nicht bezahlt.““ Ferner sagte er: „„Die Seckendorf zeigt einen unsäglichen Verstand in ihrer Einrichtung: es ist das schönste Haus in Rom. Mit Eclat und Anstand will sie den Schritt gut machen. Sie versteht ihr Handwerk, und der künftige Kurfürst [Karl Freiherr v. Dalberg] kann's bezahlen.““

77.

1788, 20. October.

Mit C. Herder.

Die Seckendorf fängt's doch auch gar zu toll an.... Goethe ist diesen Augenblick bei mir gewesen. Er findet es ebenso unverständig, wie ich. Er glaubt, daß sie aus Knickerei nicht nach Frascati gefahren sind; es freute ihn, daß Du hingefahren bist. Er will nur sehen, wie die Römer, die so beißende Zungen haben, den ganzen unverschämten und ungewöhnlichen Auftritt ansehen und bereden werden. Einem reichen Mylord ist von Seiten der päpstlichen Polizei an die Hand gegeben worden, seine Maitresse wegzuschaffen, weil es

nicht Sitte in Rom sei. Gegen den Bruder des künftigen Kurfürsten werden sie freilich schonender sein, aber Goethe glaubt doch, daß man sie's wird empfinden lassen. Einmal erscheint sie doch als Dalberg's Maitresse; der ganze Zuschnitt ihrer Einrichtung zeigt's deutlich genug. Eine ehrliche Frau treibt's nicht so. Eine reiche schlesische adelige Frau mit ihrem Mann haben nur wenige Zimmer zusammen gehabt, wofür sie monatlich vielleicht nur zehn Zechinen gegeben haben, und haben doch ein sehr gutes Haus ausgemacht, wie mir Goethe erzählte. Ich hoffte noch immer, daß sie sich zur Herzogin schlagen wird; er meint, sie wird eine größere Rolle zu spielen suchen, als die Herzogin. Er bedauert Dich unsäglich, doch glaubt er gewiß, daß es nach und nach besser gehen wird. . . . . Die Angelica wird ihre Pfiffe schon durchschauen. Goethe hat der Angelica ihren Namen nicht genannt, auch Dalberg's nicht. Dich hat er ihr aber sehr empfohlen, auch die Herzogin-Mutter mit dem Zusatz: „Ihr eigner Verstand wird das Gute an ihnen am besten selbst beurtheilen."

Die Preußen ziehen einen Cordon gegen die Dänen; des Herzogs Regiment ist aber nicht dabei. Er ist noch nicht hier, wird immer von einer Woche zur andern erwartet. Vor Dresden hat er wieder einen so heftigen Sturz gethan, als voriges Jahr vor Berlin. Er hatte das Pferd den ganzen Tag geritten, es war endlich müde, er wollte es nach Hause forciren, und es überschlug wieder mit ihm. Goethe hat mir's selbst erzählt.

78.

1788, Ende October.

Mit C. Herder.

Ich sprach mit Goethe wegen dem Wechsel. Es sind 150 Rthlr. baar da, des Herzogs halbjährige Zulage; ich wollte noch 150 dazu leihen und den vollen Wechsel von 300 Rthlr. Dir schicken. Er widerrieth mir aber das Leihen und meint, vorderhand soll ich Dir nur 150 Rthlr. oder 100 Scudi (durch Scudi gewinnt man, durch Zechinen aber verliert man) schicken, welches er auch vorigen Posttag besorgt hat. In vier Wochen wäre das andere erfolgt, bis ich über die ganze Summe mir Rath geschafft hätte.

79.

1788, Ende October.

Mit C. Herder.

Goethe scherzte letzthin, es würde Dir nicht wohl werden in Rom, bis Du liebtest. — Gebe das gute Schicksal Dir gute Stunden für manches lange Leiden, nur sei klug und vorsichtig.

80.

1788, Anfang November.

Mit C. Herder.

Ich habe Dir im vorigen Brief die Abschrift vom Brief des Unbekannten [der Herdern 1200 Rthlr. übersandt hatte] geschickt. Ich erzählte es Goethe und sagte, wie wichtig es für uns sei, jetzt zu wissen, ob das Geld von Dalberg sei. Da antwortete er: „Ihr habt das bisher immer so gewiß angenommen, als ob es Dalberg sei; man glaubt aber, es sei der Markgraf von Baden; Dalberg sei dabei melirt gewesen.“ Ich habe ihn soeben durch ein Billet gefragt, ob er mir etwas Gewisses hierüber sagen könne, er antwortete aber nichts darauf. . . . Nach dem, was Goethe gesagt, wird es mir evident, daß es der Markgraf ist und Dalberg etwas davon weiß.

81.

1788, Ende November oder Anfang December.

Mit C. Herder.

Als Dein Brief an Prinz August kam, stand gerade Goethe bei ihm und bat ihn, unserm Herzog nichts davon zu sagen, weil er noch keinen von Dir erhalten hat.

82.

1788, 8. December.

Mit C. Herder.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 22. November Montag den 8. d. erhalten . . . und Du haſt mir und den Kindern abermals große Freude gemacht. — Goethe kam den Abend ein wenig zu mir, um zu hören, was ich Gutes von Dir hätte. Er nahm an allem Theil und beſonders, daß die Herzogin ſo artig gegen Dich iſt. Die Göchhauſen ſchrieb an die Stein und die Kalb viel Gutes von Dir, ſowie ſie an die Steinin von Deinem Mißverhältniß mit der Seckendorf ein Wort fallen ließ und an andre vielleicht ſchon mehr darüber geſchrieben. Kurz, Goethe erzählte mir, daß der Herzog ihn darüber befragt und daß er nicht umhin gekonnt hätte, ihm die Wahrheit zu ſagen. Darauf habe der Herzog geſagt: „Wenn Herder was braucht, ſo will ich's ihm geben.“ Goethe lehnte es aber ab und ſagte: „„Für diesmal muß Dalberg bezahlen und hierüber iſt alles in Richtigkeit; wenn Sie aber zu einer andern Zeit etwas für ihn thun wollen, ſo thun Sie's.““ Mich dünkt, dieſe Antwort war von Goethe ganz verſtändig und gut. . . . . Goethe grüßt Dich herzlich. Moritzens Gegenwart thut ihm ſehr gut und er muß ſo lange hier bleiben, bis der „Taſſo“ fertig iſt.

83.

1788, Ende December.

Mit C. Herder.

Den Montag war die Stein, die Kalb und Moritz zum Kaffee bei mir; gegen Abend kam Goethe und Knebel. Wenn wir Frauen mit Moritz allein sind, da geht es gar zu hübsch; er ist alsdann unser Prophet, und unsre Kenntnisse nehmen jedesmal zu. So war er zwei Tage vorher zum Kaffee allein bei mir; wir kamen auf Goethes Werke, da sagte er mir, wie er durch das Studium der Perspective darauf gekommen sei, den Mittelpunkt in einem Stück aufzusuchen; den müsse man nun nicht am Ende des Stücks, sondern in der Mitte suchen, sowie alle Radien vom Mittelpunkt ausgehen und sich in den Anfang und Ende verlieren..... Den Montag war nun wieder die Rede davon, und wir frugen nach dem Mittelpunkt in „Götz von Berlichingen". Den sollten wir aber selbst aufsuchen, sagte er; er hätte ihn auch gefunden und es Goethe gesagt, da hätten sie zusammen sehr gelacht. Goethe war über Deinen Brief an ihn vergnügt; er dankt Dir und grüßt Dich.

84.

1789, 5. Februar und vorher.

Mit v. Knebel.

Gestern vertraute mir Knebel etwas von seinem Streit mit Goethe und Moritz über des letzteren Abhandlung [„Über die bildende Nachahmung des Schönen"]. Es ist nun alles wieder gut; Goethe zeigt Moritzens Abhandlung in der Literaturzeitung an und hat einen Auszug davon gemacht, den er Knebeln gestern gegeben hat*), worüber er sehr zufrieden war, und ihm nur nochmals seine eigne Vorstellungsart von der Schönheit der Kunst und der Schönheit der Natur deutlicher gemacht hat, und worüber, wie mich dünkt, Knebel die richtige Grenze gefunden hat. Moritz hat diese Grenze in der Abhandlung nicht deutlich bemerkt oder gar in eins gebracht; dies war's, was den Knebel so sehr aufbrachte. Heute schrieb er mir: „Grüßen Sie doch Herder tausendmal von mir; selbst kann ich nicht schreiben. Ich war gestern den meisten Theil des Abends bei Goethe. Den Unterschied der Schönheit als Vollkommenheit eines Ganzen und als Vollkommenheit eines scheinbaren Ganzen erkannte er nicht nur,

*) [Darnach müßte die Besprechung in Nr. 154 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung" v. 22. Mai 1789 von Goethe sein. Knebel's Ausstellungen sind allerdings auch in dem Aufsatz berührt.]

sondern sagte auch darüber noch mehrere sehr richtige Sachen. Schönheit der Natur ist Vollkommenheit des Ganzen, zu einer anschaulichen Kenntniß gebracht; Schönheit der Kunst ist gleichsam der Anblick des Vollkommenen, in der Seele des Künstlers zur Gestalt gereift und durch innere Kraft wieder zur Gestalt wirkend. Die erste Schönheit besteht in Ordnung und Gesetzen der Natur, soweit sie übereinstimmend erkannt werden; die Schönheit des Künstlers gründet sich auf dieselbe Ordnung, aber sie wirkt stärker auf die Sinneskräfte und äußert sich durch die Art und Weise, wie der Künstler jene aufzunehmen und darzustellen vermag. Beiderlei Arten mischen sich in der Seele; die letzte allein bestimmt den Werth des Künstlers."

85.

1789, 8. Februar.

Mit C. Herder.

Mit Goethe habe ich mich am Montage über die Leonore im „Pater Brey" ausgesprochen. Ich frug ihn, ob ich diese Person so ganz gewesen wäre? „Beileibe nicht!" sagte er: ich solle nicht so deuten. Der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nothwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das übrige hole er ja aus sich selbst, aus dem Eindruck der lebenden Welt. Und da sprach er

gar viel Schönes und Wahres darüber. Auch, daß wir den „Taſſo", der viel Deutendes über ſeine eigne Perſon hätte, nicht deuten dürfen, ſonſt wäre das ganze Stück verſchoben u. ſ. w. Kurz, ich war völlig befriedigt, da ich ihn mir ſo ganz als Dichter denke. Er nimmt und verarbeitet in ſich aus dem All der Natur (wie es Moritz nennt), in das ich auch gehöre, und alle andre Verhältniſſe ſind dem Dichter untergeordnet.

86.

1789, 16. Februar.

Mit C. Herder.

Goethe kam den Montag, um nach Dir zu fragen. Es freute ihn ſehr, als ich ihm ſagte, wie Dir ſei. „So war mir's auch," ſagte er; „ich ließ die Hände ſinken und that nichts mehr." Knebel kam noch dazu. Goethe ſetzte ſich nieder und zeichnete mir ein Landſchäftchen. Es war ein guter Geiſt und ein gutes Geſpräch unter uns; denn Du warſt immer dabei. Zuletzt wurde noch viel vom römiſchen Carneval geſprochen. Er giebt nämlich eine Beſchreibung des römiſchen Carnevals, wie es in den letzten acht Tagen iſt, mit achtzehn Kupfern heraus, die ſchon meiſt durch Kraus fertig ſind. Die Beſchreibung davon iſt ſo voll Ordnung und einer eignen Darſtellung des Ganzen, das Euch wohl ſchwerlich, wie er ſelbſt ſagt, zum erſten Mal in

dem entsetzlichen Gedränge erschienen ist. Das Ende schließt sich mit einer Betrachtung über das menschliche Leben, die mir sonderbar rührend war. Auch dieser Abend schloß sich bei den Kindern mit dem sia ammazato ꝛc.: sie bliesen sich die Lichter aus, da sie hinunterleuchten sollten.

— — — — — — — — — — —

Goethe und Knebel grüßen Dich. — In Moritzens Abhandlung hat Goethe das Wort „nützt“ in meinem letzten Gespräch hierüber in „dient“ verwandelt; dies dünkt mich viel richtiger.

87.

1789, Mitte April.

Mit C. Herder.

Hier weiß schon jedermann von dem Antrag [einer Professur in Göttigen an Herder], indem es von Göttingen an den Director geschrieben worden. Der Herzog hat es durch den Fürst von Dessau erfahren und Goethe darum gefragt. Soviel sagte Goethe zu mir darüber vorige Woche: „Wenn der Herzog klug ist, so muß er ihn auch nur Jena's wegen erhalten; denn sein Hinziehen nach Göttingen ruinirt ihm Jena.“

— — — — — — — — — — —

Goethe sagte: „Es ist soviel dafür als dagegen zu sagen.“ Im Ganzen findet er's gleichwohl gut, daß es so gekommen ist.

88.

1789, 23. April.

Mit C. Herder.

Wie ich nach Hause kam, fand ich Goethe bei dem Kinderfest [zum Geburtstage von Luise Herder]. Wir sprachen bald von Göttingen, wie wir denn schon einigemal davon gesprochen haben. Daß Du den vortheilhaften Antrag beherzigtest und beherzigen müßtest, sagte ich ihm; er fand es ganz recht, sowie er gleich von Anfang an den Antrag als ein gutes Evenement, wir möchten nun bleiben oder gehn, ansah. Er will Dir selbst schreiben den nächsten Posttag; heute kann er nicht. Er dringt aber darauf, daß wir ihn allein von der ökonomischen Seite betrachten und gebrauchen müssen. In der Verhandlung mit den Hannoveranern müssen wir mit Recht das hochanschlagen, was wir Gutes hier haben — kurz: in eine Wagschale das Vortheilhafte von Göttingen, und in die andre das Gute von hier legen. Dieses war, nachdem ich mich von der ersten Gemüthsbewegung des Antrags erholt hatte, mein eigner erster Gedanke gewesen, der mir nicht von ihm eingehaucht worden ist; ich schwieg Dir aber davon, weil ich Dein Gefühl rein darüber erst hören wollte. „Glaubt nicht," — sagte er gestern — „daß er dort frei von Verdruß und Ärger sein wird; er wird überall die Neider und Heuchler und wie sie heißen, finden;

sein Gemüth bringt er ja überall mit. Also von dieser Seite, ist's dort nicht um ein Haar besser, als überall. Kurz: laßt nur das Gemüth aus dem Spiel und bleibt bei dem äußerlichen Vortheil stehn. Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen lassen; er ruinirt sich Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb; er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht. Es ist gut, daß der Antrag gekommen ist; jetzt kann ihm durch das Muß und mit Ehren ein gutes und sichres Etablissement für ihn und die Seinigen gemacht werden, und die ganze Stadt wird damit zufrieden sein und es wünschen."

89.

1789, 3. Mai.

Mit C. Herder.

a.

Es ist alles Deinetwegen hier in großer Bewegung. Der Herzog ist den 2. Mai hier angekommen und hat sogleich der Herzogin versichert, daß er Dich nicht gehn ließe. Gestern gab er dem Goethe vorläufig auf einem Billet die Punkte, die er für Dich thun will. Ich habe sie von ihm erhalten und schreibe sie Dir ab..... Ich habe dem Goethe gesagt, daß wir so viel haben müssen, daß Du nicht mehr schreiben dürfest. Dies

habe ich ihm auf die derbste Weise gesagt, und er billigt es. Er meint auch, daß noch mehr Zulage unter dem Namen für die Erziehung der Kinder werden könne.

b.

Was sagst Du zu dem [vom Herzog zu Erhöhung von Herder's Stellung in Aussicht gestellten] Kanzelariat über Jena? Goethe meint, er wolle Dir nicht dazu rathen: Du würdest Dir Griesbach zum großen Feind machen.

90.

1789, 9. Mai.

Mit C. Herder.

Ich habe Dir bisher Goethe so wenig genannt, weil ich ihn wenig allein gesprochen habe. Gestern hat er den „Tasso" bis auf drei Scenen der Herzogin vorgelesen. O, wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne! Er ist durchaus eine treue männliche Seele, und es freut mich, daß Du dies in einem Deiner letzten Briefe wieder erkennst. Er kam gestern Abend noch zu mir, und da wir über „Tasso" fertig waren, über den Du Dich gewiß freuen wirst, warst Du unser Gespräch. Dem Herzog hat er gesagt, daß unsre Schulden 1800 bis 2000 Rthlr. betragen. Es war des Herzogs eigner Entschluß, sie zu bezahlen.

Die übrigen Bedingungen müſſen alle alsdann noch beſſer und anders eingerichtet werden, wenn wir bleiben wollen.

— — — — — — — — — — —

Von Deiner Herreiſe meint Goethe, Du hätteſt beſſer gethan, wenn Du von Bologna nach Ferrara und die ſchönen Städte hinauf nach Venedig, dann quer über Oberitalien nach Mailand und durch die Schweiz gegangen wäreſt. Jetzt, da Du ſchon in Parma ſeiſt, ginge dieſer Weg nicht mehr an.

91.

1789, Ende Mai.

Mit C. Herder.

Goethe will auf einige Tage zu Dir, reitend, in's Karlsbad kommen. Er iſt in dieſem wichtigen Zeitpunkt jetzt unſer treueſter Freund, und einen Freund müſſen wir jetzt haben. Glaube mir's. Einen Brief von ihm wirſt Du in Parma finden, wenn Du, wie ich glaube, dieſen Weg nimmſt. An die Angelica liegt auch ein Brief dort.

— — — — — — — — — — —

Goethe liebt Dich und iſt's vor allen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achteſt und liebſt an der Angelica, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat: er iſt von

dieſer Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor ſechs Jahren war's) ſo heilig zuſagteſt. Es ſchmerzt ihn, daß Du in dieſer wichtigen Sache ſo ſtumm gegen ihn biſt; ich habe Dich entſchuldigt. Das Wiederſehen im Karlsbad wird alles gut machen.

92.

1790, Auguſt.

Mit Johann Thimotheus Hermes.

Was den . . bereits genannten Hermes betrifft, ſo läßt ſich mit Sicherheit nicht nachweiſen, ob eine Berührung zwiſchen ihm und Goethe ſtattgefunden; jedenfalls war dieſelbe, wenn ſie ſtattgefunden, nicht eine von Goethe geſuchte, wenn anders das Bild, das ſeine Zeitgenoſſen von Hermes entwerfen, auf Treue Anſpruch macht, in welchem er uns nicht eben ſelten als eine mit einem kleinen Anflug von Lächerlichkeit behaftete Perſönlichkeit vorgeführt wird. Doch die mündliche Tradition erſetzt den Mangel ihrer Schweſter. Von höchſt glaubwürdiger Seite iſt mir die Mittheilung von einem Begegnen, das zwiſchen Goethe und Hermes ſich ereignet habe, gemacht worden. Als Hermes nämlich von Goethes Anweſenheit in Breslau Kunde erhalten, gab er ſich anfangs der Erwartung hin, daß dieſer nicht lange zögern werde, ihm einen Beſuch abzuſtatten. Doch als dieſer nicht erfolgte, entſchloß er ſich endlich nach

langem Hin- und Herüberlegen selbst den ersten Schritt zu machen. Mit geziemender Würde — wird berichtet — stieg er die zu Goethes Wohnung führenden Stufen hinauf, als dieser raschen Schrittes dieselben herunter kommt und beide sich mitten auf der Treppe begegnen. Hermes, welcher Goethe bereits einmal gesehen, wußte sofort, wen er vor sich sähe und läßt sich — da er bemerkt, daß Goethe an ihm vorübereilen will — zu der Frage herbei, ob er wohl den Dichter des „Werther" vor sich zu sehen die Ehre hätte. „Mein Name ist Goethe," antwortete dieser kurz, „und wer sind Sie?" „„Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen."" „Und der ist?" fragte Goethe, und setzte unbekümmert um das Schicksal des unglücklichen Hermes, der in seinen gehegten Erwartungen bitter getäuscht, kein Wort hervorzubringen vermochte, seinen Weg fort.

93.

1791, 8. (?) October.

Mit Wieland.

Ich habe Ihrem [Schiller's] Auftrage zufolge mit G[oethe] wegen Aufschub der Vorstellung Ihres „Don Carlos" gesprochen. So willig er sich aus Achtung gegen Sie bezeigte, so verbarg er mir doch nicht, daß er sehr ungern daran gehe. Er war gesonnen gewesen, „D. Carlos" künftigen Sonnabend zu geben, und gegen

seine rationes decidendi, die sich ganz auf den Gesichtspunkt eines Theaterdirectors gründeten, war in dieser Rücksicht nicht viel einzuwenden. Das Interesse der Cassa und der Umstand, daß das Stück den Schauspielern noch frisch im Gedächtniß ist, vereinigten sich, ihn zu determiniren, es um soviel balder zu geben, da die Erwartung des Publikums sehr darauf gespannt ist. Hierzu kommt noch der Umstand, daß den Schauspielern nichts beschwerlicher und beinahe unmöglicher ist, als ein Stück, das sie einmal memorirt haben, mit Veränderung des Textes von neuem einzustudiren. Sie entschließen sich nicht nur sehr ungern dazu, weil diese Operation für so mechanische Wesen sehr penibel ist, sondern die Erfahrung hat auch von jeher gezeigt, daß sobald sie im wirklichen Spiel begriffen sind, die alte habitude im Moment die Oberhand gewinnt, und die neu memorirte Veränderung ihnen erst auf die Zunge kommt, wenn sie die Stelle so, wie sie solche zum ersten Mal einstudirt hatten, hergesagt haben. Dessen allen ungeachtet hat sich G. doch erklärt, daß er aus Deferenz für Ihren Wunsch den „D. Carlos" bis in die letzte Woche dieses Monats, allenfalls bis zum letzten Tag desselben zurückbehalten wolle, und dies ist alles, was er glaubt, daß ihm billigerweise zugemuthet werden könne.

94.

1791, 8. October.

Bei Wieland.

(Nach einem Abendeſſen bei Wieland, am 8. Oct. 1791.)

— — — — — — — — — — —

Über die Urſachen wurde geſprochen, warum man in hieſiger Gegend ſo wenig erträgliche Geſichter unter den Bauernmädchen fände. Wieland fand die vorzüglichſte in dem vielen Kuchenfreſſen, da es jährlich wohl acht Feſttage giebt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgeſtopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Laſt auf dem Rücken zu ſchleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Phyſiognomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen alles auf dem Kopf. Es gebe eine ſehr angenehme Form im Umriſſe, ein ſchlankes Mädches mit einem gut geformten Waſſerkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu ſehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, ſelbſt unter dem männlichen Geſchlechte wenig Laſtträger und Crocheteurs. Der ärmſte Kohlgärtner halte doch ſeinen Eſel, den er früh mit Gewächſen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in ſein Gärtchen aus der Stadt hinausſchleppe.

Goethes Erzählung von dem, aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sicilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gasconade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage par Mr. Hovel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mich [Böttiger] Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksklassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall giebt es Häuser daselbst, die wegen der Malaria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurtheil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Noth Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zuhause in ihrem inficirten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Cultur der campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff in sich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein andres Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze versenkter Alterthümer wiederzufinden.

Es ist dies ein, der Lage Rom's nach, unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein

den ältesten Bewohnern Rom's Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlassen und sich in diesem Sumpfloch anzusiedeln, welches ohne diesen Beweggrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern gewesen wäre.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuern Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten. Hier sagte Goethe, daß er in Sicilien einen unvollendeten Tempel gesehn hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim Aneinanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merian's Bilderbibel noch um den babylonischen Thurm herum zu sehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die schönen festen Umrisse aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältnisse und Proportionen treffliche Beobachtungen angestellt. So frappirte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfes an einem Stierleib auf mehren Münzen des untern Italiens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimniß besteht darin, daß der Künstler zwischen den festen hervorstehenden Theilen des Gesichts

ungewöhnlich verlängerte Zwischenräume angebracht hat, sowie im Gegentheil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der Mediceischen Venus, jene Zwischenräume außerordentlich verkürzt sind.

Es ist Wonne, Goethe über solche Gegenstände mit lichtvoller Präcision sprechen zu hören.

95.

1791, 4. November.

Im Weimarer Gelehrten-Verein.

Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präsident der Gesellschaft, der Geheimerath von Goethe, eröffnet sie mit fortgesetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erst ganz kurz die Resultate dessen, was er im ersten Hefte seiner „Beiträge zur Optik" weitläufiger und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben werden, veranschaulicht hat.

Die Hauptsätze demonstrirte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher angezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe ist ebenso groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauspiel- und Opern-Director, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleinen Zirkel geradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch seine Versuche

ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrthum des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeterei auch unter guten Köpfen so tief Wurzel schlagen könne.

96.

1792, 23. März.

Im Weimarer Gelehrten-Verein.

Nun überraschte uns Goethe mit einem Aufsatz, dessen Ankündigung ebenso befremdend, als die Ausführung hinreißend und unterhaltend war. Es ging ein, auf einen Bogen gezeichneter Stammbaum herum und zugleich kündigte uns Goethe an, er wolle uns etwas über Cagliostro's Stammbaum und die Familie dieses Wundermannes vorlesen.

„Als ich," fing er an zu erzählen, „im Jahre 1787 mich auf meinen Reisen einige Zeit zu Palermo in Sicilien aufhielt, wurde in allen Gesellschaften vom Grafen Cagliostro, als einem gebornen Palermitaner, dessen nächste Blutsfreunde noch in kümmerlichen Umständen in Palermo lebten, gesprochen. Man sagte mir in einer Gesellschaft, ein sehr geschickter Advocat habe auf Requisition des französischen Hofes die Familienumstände des Herrn Landsmannes genau untersucht und darüber ein Memoire nach Paris geschickt, wo sich damals der berühmte Halsbandproceß für Cagliostro

damit geendigt hatte, daß dieser freigelassen wurde und nach England ging. Meine Neugier, diesen Advocaten selbst kennen zu lernen, wurde durch die Dienstfertigkeit Eines aus der Gesellschaft bald befriedigt, der mich schon des andern Tags bei diesem Manne einführte. Dieser legte mir hierauf den ganzen Stammbaum des Abenteurers und zugleich eine Abschrift des Memoires vor, das er nach Frankreich zur Entlarvung des Herrn Balsamo geschickt hatte. Sein mütterlicher Großvater hatte wirklich Joseph Cagliostro geheißen, unter welchem Namen sich noch Verwandte in Messina befinden. Sein Vater war ein Kaufmann, der insolvent geworden und bald gestorben war. Der junge Balsamo hatte einige Zeit in einem Kloster der barmherzigen Brüder zugebracht, wo er eben sein bischen empirische Medicin gelernt hatte, weil dieser Orden die Krankenpflege in den Spitälern besorgte. Als er dieser Klosterzucht entlaufen war, lernte er alle Hände meisterhaft nachmachen, kam dieser Kunst wegen in's Gefängniß und entkam diesem durch eine Flucht nach Rom, wo er seine Seraphine, eine Gürtlerstochter, heirathete, durch ihren Erwerb nun die Rolle eines Grafen Pellegrino zu spielen anfing, und unter diesem Namen selbst die Unverschämtheit hatte, wieder nach Palermo zu kommen. Aber hier wurde er erkannt und zum zweiten Male festgemacht. Aber auch diesmal wußte er sich seine Freiheit durch die Schönheit seiner Frau zu verschaffen, deren erklärter Liebhaber, ein roher junger Principe, den

Advocaten, der gegen Balsamo diente, so mißhandelte, daß dieser aus Angst nun selbst die Loslassung des Gefangenen bewirkte. Nun verließ unser Held Palermo zum zweiten Male, nahm seines Großvaters Cagliostro Namen an und durchstrich, wie bekannt, Europa. Dies und vieles Andre lernte ich aus jenem Memoire, das ich vom Advocaten zum Ansehen erhielt, sowie ich mir auch den dabei befindlichen Stammbaum copirte. Der Advocat hatte die Data zu dem letzteren von Balsamo's noch lebender Mutter und Schwester auf eine gute Art zu erhalten gewußt.

Dies machte mich neugierig, diese Familie selbst kennen zu lernen. Es hielt schwer, da es arme Leute waren, die jeden Besuch eines Fremden sehr verdächtig finden mußten. Aber der Schreiber des Advocaten, der mir die Sache communicirte, erbot sich doch, mich als einen Engländer dort bekannt zu machen, der genaue Nachricht von der Befreiung Cagliostro's aus der Bastille und seiner glücklichen Ankunft in England zu überbringen habe. Der Anschlag glückte."

Nun erzählte Goethe mit seiner unnachahmlichen Kunst zu erzählen und Familienscenen zu malen, seinen Eintritt in die kleine Wirthschaft dieser armen Bürgerfamilie. In der Küche wusch Cagliostro's Schwester eben das Eßgeschirr auf und deckte sogleich beim Eintritt des Fremden, der hier durch die Küche in die Wohnstube passiren mußte, durch Ueberschlagen der Schürze den noch weniger abgetragenen und ver-

schossenen Vordertheil ihres Rockes auf. In dem Wohn- und Familienzimmer — die ganze Familie hatte nur dies einzige — sah alles ärmlich, doch reinlich aus. Schwarze Heiligenbilder hingen an den Wänden, die einst gefärbt gewesen waren. Die Rohrstühle waren einst vergoldet gewesen. Ein einziges Fenster erleuchtete das Zimmer, an dessen einem Ende die alte harthörige Mutter, an dem andern eine kranke schlafsüchtige Frau saß, die man in der Familie, trotz alles eignen Mangels, aus Barmherzigkeit unterhielt. Goethe mußte nun der alten Mutter die Nachricht von ihrem Sohne weitläufig verdolmetschen lassen, da er des gemeinen Dialects der Sicilianer nicht ganz kundig war. Die Schwester, die selbst schon drei erwachsene Kinder hatte und eine arme Wittwe war, erzählte, wie es ihr kränkend sei, daß ihr Bruder, der große Schätze besitzen sollte, nicht einmal die 13 Once d'oro (Dukaten) wieder schicke, womit sie ihm bei seiner letzten Abreise aus Palermo seine versetzten Sachen eingelöst habe. Fragen an Goethe, ob er nicht das Rosalienfest in Palermo abwarten wolle, ob er einen Brief an ihren Bruder in England bestellen wolle. Die alte Mutter fragte, ob er wohl ein Ketzer sei u. s. w. Beim Abschied, der schon sehr traurig war, verspricht Goethe, morgen wieder zu kommen und den Brief selbst abzuholen. Er kommt auch den andern Tag wirklich wieder und erhält einen Brief und einen pathetischen (rührend geschilderten) mündlichen Auftrag von der alten Mutter, die keinen

ganzen Mantel mehr hat, um in die Messe gehen zu können. Beim Abschiede rührende Zunöthigung, das Fest der heiligen Rosalia noch in Palermo und in Gesellschaft dieser guten armen Leute zu feiern. — Hätte es Goethe's Reisekasse auf der Stelle erlaubt, er hätte seinen kleinen Betrug sogleich dadurch gut gemacht, daß er unter dem Vorwand, er wolle sich das Geld in England vom Bruder wiedergeben lassen, der Schwester noch vor der Abreise die 13 Dukaten geschickt hätte, die sie für ihren Bruder ausgelegt hatte. Was indessen damals nicht geschehen konnte, ist später von Deutschland aus geschehen.

Goethe hatte diese Auftritte in einigen Zirkeln seiner Freunde erzählt. Diese setzten ihn in den Stand, der armen Familie noch mehr zu schicken, als jenes betrug. Der englische Kaufmann Corf in Palermo, an den es Goethe spedirte, händigte es ohne alle Adresse ein. Die guten Leutchen meinten, dies käme wirklich von ihrem Bruder aus England und dankten ihm schriftlich. Auch diesen Brief, den dann Goethe von jenem Kaufmann zugeschickt bekam, las er uns jetzt vor. Er war sehr rührend, die Gabe war gerade zum Weihnachtsfeste angelangt. Die Mutter schrieb die Rührung des Herzens ihres Sohnes dem heiligen Mutter-Gottes-Kinde zu. Noch hat Goethe eine Summe in den Händen, die er der armen Familie, welche durch Cagliostro's neueste Schicksale in Rom aller Hoffnung beraubt sein muß, noch zuschicken wird. — Einer aus der Gesellschaft

glaubt, es sei das Honorar, welches Goethe von Unger in Berlin für das Manuscript des „Großkophta“ erhalten hat. Mir ist's auch aus andern Gründen wahrscheinlich; und so wäre es in der That höchst sonderbar, daß eine Summe Geldes, die durch ein Schauspiel erworben wurde, das Cagliostro's Betrügereien und stirnlose Frechheit geißelt, dieses nämlichen Cagliostro's alter Mutter und hilfloser Schwester in Palermo zur Erquickung gereicht, und daß Beides ein und derselbe Deutsche that.

Vergeblich würde ich mich übrigens bemühen, die Schilderungen und kleinen, entzückenden Details wiederzugeben, die Goethe in die Erzählung dieses kleinen Reiseabenteuers zu verweben gewußt hatte. Enfin, la sauce valait bien la viande. So schwebt mir jetzt gleich noch das Gemälde vor Augen, wie beim ersten Besuch bei der Familie Goethe mit seinem Begleiter in's große Gemach eingewiesen worden war, so verweilte die Schwester, die sie in der Küche angetroffen hatten, noch etwas in derselben. „Als sie hereintrat,“ erzählte Goethe, „hatte sie eine reine weiße Schürze umgethan und statt der klappernden Korkpantoffeln Schuhe mit einem rothen Bändchen angezogen. Sie setzte sich mir schief über, stemmte beide Hände auf die Knie und befühlte nun, so vorwärts gebogen mit arglosem unbeleidigendem Blicke jede Muskelbewegung des ihr fremden Mannes.“

Vieles, was später in den zu Rom aus dem Ver-

höre gedruckten Nachrichten von Cagliostro stand, war noch ausführlicher in jenem Memoire des palermitanischen Advocaten, das Goethe blos darum nicht ganz copirte, weil er gewiß glaubte, man würde es in Paris selbst sogleich drucken lassen.

97.

1792, 6. November bis 4. December.

Mit Jacobi.

a.

Mir stand .... unser Wiedersehen in Pempelfort zu lebendig vor der Seele. Du warst gekommen, um mir „Rechenschaft von Deinem Haushalte abzulegen". Ich sollte Dich um alles, was ich von Dir zu wissen begehrte, ungescheut fragen und mir sollte auf alles und jedes vollständige, unverhohlene Antwort werden. Du forderteſt nicht dagegen das Gleiche von mir, würdeſt aber jeder vertraulichen Mittheilung aus meinem Innern (Dich) herzlich erfreuen. Ich verhieß Dir, was Du mir verheißen haſt.

b.

Ich gedachte . . jener fünf Wochen, die Du im Winter des Jahres 1792 bei mir in Pempelfort zubrachteſt und des Zeugniſſes aus voller Seele, das Du mir beim Scheiden gabſt. Wir hatten Stunden mit-

einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahndungen in der Mitternachtsstunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt. Für Dich zumal hatte die „Reife unserer Freundschaft", wie Du es nanntest, die „höchste Süßigkeit"; und es mußte so sein; denn Dir war in Erfüllung gegangen über Deine Erwartung, was Du auch gestandest; mir nicht darüber, noch darunter.

98.

1792, 7. November bis 4. December.

Mit Jacobi.

Du [Johanna Schlosser geb. Fahlmer] thust Goethe gewiß unrecht, wenn Du ihn einer Verachtung gegen Schlosser beschuldigst. Ich habe ihn hierüber gleich den Morgen nach seiner Ankunft vorgenommen und ihm mit dürren Worten gesagt, was mir Schlosser vorigen Sommer geschrieben hatte, nämlich: „Wenn ihn Goethe verachte, sei er ein Narr, und wenn er etwas wider ihn habe und es ihm nicht sage, ein schlechter Mensch." — Es that ihm weh, dies zu hören, das sah ich, und es war ihm gewiß Ernst mit der Versicherung, daß er zwar Vorwürfe, aber nicht diese verdiene; er ehre und liebe Schlosser'n, aber Schlosser habe für ihn etwas Unverträgliches, weswegen

er sich vor ihm scheue. Dies war die Substanz von dem, was er vorbrachte. Er setzte hinzu, daß er sehr gewünscht und auch gehofft hätte, Euch in Karlsruhe zu besuchen. Denselbigen Morgen gab es Gelegenheit, daß ich ihm Schlosser's jüngsten Brief zu lesen reichte. Goethe hatte nämlich bei einer Stelle des Aristoteles, die ich ihm vorlas, sich gerade so geäußert wie Schlosser über eine Stelle des Plato in diesem Briefe. Dieser ganze Brief machte ihm ungemeine Freude: er brachte ihm Schlosser'n in seiner ganzen Schönheit und Größe vor die Seele. Nachher hat er mich bei Gelegenheit oft gefragt: „Weißt Du nicht, wie Schlosser denkt?" — Mit dieser oder jener Sache: „Giebt sich Schlosser damit ab?" — „Wie weit haltet Ihr auf diesem — oder jenem — Wege gleichen Schritt? u. d." — Den Tag vor seiner Abreise bat er jeden von uns insbesondere und mich zu wiederholten Malen, Schlosser'n und Dich doch recht herzlich von ihm zu grüßen, Euch viel Liebes von ihm zu sagen. Ich gab ihm noch ein paar besondere Abzüge von Schlosser's Antiberolinianis, die er mit Begierde annahm. Am Morgen seiner Abreise wiederholte er seine Aufträge an Euch . . . .

Was Du von Goethes Stolz im allgemeinen sagst, lasse ich Dir gelten. Ich habe ihn von dieser Seite jetzt noch viel näher kennen gelernt, auch durch eigene Bekenntnisse, die er mir von seinem Ehrgeize und seiner Eitelkeit ablegte.

99.

1792, November (?).

Mit Christian Wilhelm v. Dohm.

Es scheint uns der Erwähnung werth zu sein, daß Dohm sogar in dieser gewirrvollen Zeit sich einige Tage für Pempelfort frei zu machen wußte, wohin Jacobi ihn eingeladen hatte, um dort Goethe, der von der Armee zurückkehrend bei dem Freunde etwas verweilte, näher kennen zu lernen. Er liebte ein solches plötzliches Herausreißen aus dem Treiben des gewöhnlichen Lebens, und kehrte dann meistens erheitert und gestärkt zu den Geschäften zurück. Diesmal fühlte er sich ganz vorzüglich angeregt durch die gediegne, vielseitige Unterhaltung, die er in Pempelfort fand. Im Tagebuch ist darüber, jedoch bei der Menge der Gegenstände, die zu jener Zeit darin zu berühren waren, nur andeutend, bemerkt worden: „Goethe sprach viel und gut! Tiefe Blicke über christliche Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz!"

100.

1792, December.

Über den Herzog Karl August.

Als der Herzog von Weimar als preußischer General in Begleitung seines Goethe in den von den beiden deutschen Großmächten übel berechneten und

unglücklich ausgeführten Feldzug verwickelt wurde und sich da zugleich die Furcht verbreitete, daß die feinere Conversation der zu Eisenach zugelassenen Emigrirten höhern Einfluß gewinnen könnte, sprach Goethe selbst bei der Rückkehr, dem Herzog nahe stehend, laut die Versicherung aus: „Jedermann dürfe gewiß sein, daß der Regent ganz ungeändert zurückgekommen ist."

101.

1793, 18. März.

Mit David und Simon Veit.

Wir kamen um 11 Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um . . . . . und verfügten uns . . . zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor 1 Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen. Ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt . . . . . Aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, . . . aus diesem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch in der

Antichambre waren, hereintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen.

— — — — — — — — — — —

Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an, (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken und spricht so fort) fragte nach dem Endzwecke unserer Reise, erzählte uns, daß es in Frankfurt sehr lebhaft aussähe, daß er Frieden wünsche u. s. w. Nachdem er einen Brief durchgelesen hatte, erkundigte er sich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerksamkeit nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung seiner Frau zu reden angefangen hatte, sagte er in einem sehr ernsthaften Ton: „Er muß jetzt viel arbeiten, er muß arbeiten; er ist wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er etwas unternimmt, so greift er die Sache immer so ganz recht an. Er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübsches Talent. Hm! Herkommen kann er freilich nicht; er muß sehr viel Arbeit haben." Er ließ sich nun noch über unsere Reise selbst, über die Kriegsoperationen mit uns ein, sprach aber von keiner Partei mit Decision, jedoch immer natürlich, immer, als ob er nur die Sachen, nicht die Worte suchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte. Das Zimmer, in welchem wir standen — sitzen ließ er uns nicht —

war mit grünen Tapeten ganz modern geziert. . . . . Eine Viertelstunde — eher mehr, als weniger — hielt er uns auf, machte dann eine bedeutend lächelnde Miene und wir waren nicht dumm. Nach Mendelssohn erkundigte er sich gar nicht, ohngeachtet im Briefe Herr Veit als dessen Schwiegersohn genannt ist. Überhaupt haben wir keinen literarischen Punkt berührt; er fragte nicht einmal nach Moritzens neuesten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm mies ist. Er begleitete uns aus der Antichambre und war noch beim Abschiede sehr höflich.

102.

1793, 12. August.

Mit Johann Isaak Gerning.

Nachdem Goethe am 1. August Gerning aufgefordert hatte, ihn zu besuchen, führte letzterer dies bei Goethes Rückkehr nach Frankfurt aus.

An diesem Morgen hatte ich das gewünschte Glück, bei Goethe zu sein, ihm mein poetisches Zeug zu bringen und von ihm schönen Unterricht zu empfangen. Es schien ihm nicht übel zu behagen, und weil ich Anlage oder Liebhaberei dran hätte, so müßte ich auch die nöthigen Grundlagen wissen. Er rieth mir besonders zu Hexametern und Pentametern, worin er mir ein artiges Gedicht, „Das Wiedersehn", zeigte. Moritzens „Prosodie" und Herder's „Zerstreute Blätter" rieth er mir auch an.

103.

1793, 14. Auguſt.

Mit Gerning.

Von 10—11 Uhr bei Goethe, der mich um meine Pläne fragte, welche ich ihm — nämlich den des Wählens und Neapelſehens — genüglich erklärte. Er rieth mir, vorher einen Curſum von 3—6 Monden in Jena oder Weimar zu machen, das beſſer wäre, als 10 Jahre literariſchen Vegetirens. Der Edle ſcheint doch mein Zeug zu liken.

104.

1793, 15. Auguſt.

Mit Gerning.

Mit Goethe um's Thor gewandelt; über das zerſtreuende Glück, das ihn oft genirende Zeitverlieren ꝛc. geſprochen und zu Barkhauſens gegangen, Louiſens Gemälde und Zeichnungen bewundert, wo eben deren ältere Schweſter, Frau v. Oettingen von Wetzlar, eine weiland Amaſia Goethes ankam, der er entgegenging und welche ihm noch ſchmachtende Augen zuwarf.

105.

1793, 18. Auguſt.

Mit Gerning.

Nach dem Eſſen zu Goethe, der mir wieder, und wärmer Jena anrieth. Wir ſprachen von ſeinen Jugendproducten z. B. „Von deutſcher Baukunſt, worüber er ſagte: „wir empfinden da zu lebhaft“ und: der Gegenſtand wäre nicht immer ſo der, obgleich richtigen Empfindung werth. Er gab mir einen Kupferſtich von Lips an Sophie [Bethmann] zu ſchicken, mit einem Verslein.

106.

1793, 20. Auguſt.

Mit Gerning.

Heute früh deutete mir Goethe ſeine morgende Abreiſe an, und dieſen Abend $7\,^1/_2$—8 Uhr habe ich noch erwünſcht bei ihm zugebracht, über vielerlei geſprochen: ja nach Weimar und Jena zu kommen, wo er mich gut bewirthen und beſorgen wolle ꝛc. . . . . Goethe gab mir noch einige Wein-, Tuch- ꝛc. Aufträge, er bot mir ſeine Dienſte, Wohnung in Jena ꝛc. zu beſorgen und nahm herzvollen Abſchied von mir.

107.

1794, Mai (?).

Über Homer.

Gegen die Hypotheſe, daß Homer's Ilias erſt zu Sparta und Athen von Lykurg und Piſiſtratus nach und nach zuſammengeſetzt worden wäre, erinnerte Goethe mit Recht, daß dann die Athener gewiß keine ſo armſelige Rolle mit ihren paar Schiffen in der Ilias ſpielen würden.

108.

1794, 6. Juni.

Mittagsmahl bei Goethe.

Den 6. Juni waren wir Mittags bei Goethe zuſammen. Beinahe während der ganzen Mahlzeit ſprach Goethe mit einer von mir [Böttiger] an ihm noch nie beobachteten Heftigkeit gegen Lavater, den er für den ſtudirteſten Heuchler und Böſewicht erklärte, aber ſeiner unendlichen Kunſt, allen alles zu werden völlige Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Anekdote von Hottinger und der Fürſtin von Deſſau. Lavater ſchenkte Hottinger, ſeinem abgeſagteſten Gegner, ein Halstuch, das auf der Fürſtin Buſen geruht hatte und von ihren Thränen benetzt war, um den jungen Hottinger durch Sinnlichkeit zu feſſeln. Goethe antwortete Lavater nie,

ohngeachtet dieser durch Grobheiten Antwort erzwingen will, und ließ sich vor ihm in Mainz verleugnen. Warum er überall seinen Namen einkritzle? In Frankfurt zerbrach Goethe bei seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel, wo überall Lavater sein Gedächtniß gestiftet hatte. Wieland, der, seit Lavater mit [Karl Leonhard] Reinhold bei ihm war, immer Lavater's Partie nahm, wurde durch das alles, was Goethe sagte, so aufgebracht, daß er sich selbst ausschalt, weil er zeither den Fremden, gegen die er Lavatern lobpries, soviel Ärgerniß gegeben habe. Voß, der auch Unwillen gegen Lavatern zeigte, erzählte, Lavater habe in Kopenhagen und überall im Holsteinischen mit großer Selbstgefälligkeit erzählt, als er mit Reinhold und Wieland zu Tische gesessen, da hätten die Dichtkunst, Philosophie und Schwärmerei Tischgenossenschaft gemacht.

Er [Goethe] hat lange Untersuchungen über das sogenannte os intermaxillare, welches die Thierphysiognomien nach Camper und Blumenbach von der menschlichen unterscheiden soll, angestellt. Loder wird sie herausgeben.

Es ist äußerst interessant, ihn seine Abenteuer beim Feldzug in der Champagne 1792, wo er den Herzog begleitete, erzählen zu hören. Er hielt sich immer zum Vortrab, wo es am lustigsten zuging. Anekdote von einem Bauer bei Verdun, der sich allein in einem Weinberg versteckt hatte und gegen die preußische Armee schoß. Er sollte gehängt werden und man fand keinen

Baum, woran man ihn hätte hängen können. Endlich ließ ihn der preußische Major mit 25 Arschprügeln laufen. Ein niedliches Bauerweibchen, die sich hatte flüchten wollen, brachten sie mit ihren zwei Wagen und Effekten glücklich in ihr Dorf zurück. In Verdun ließ sich Goethe Empfehlungsbriefe nach Paris an die schöne Weile [?] geben, weil er auch gewiß überzeugt war, es ging grade nach Paris. Ein Blatt vom Moniteur, das sie auf einem feindlichen Wagen erbeuteten und worin stand: les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas, bestärkte sie alle in diesem Glauben. Goethe ließ sich schon die Spezialkarten zum Marsche nach Paris durch einen Soldaten, der dies Geschäft als Feldbuchbinder trieb, auf Leinwand ziehen.

109.

1794, etwa 24. Juli.

Mit Schiller.

Bei meiner Zurückkunft [von Weißenfels] fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorien ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit

der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt und er fühlt jetzt ein Bedürfniß sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden.

110.

1794, Sommer.

Mit Johann Gottlieb Fichte.

Goethe wünschte er [Fichte] für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn zu richtig. „Neulich“ — fuhr er fort — „hat er mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ich's selbst nicht klarer hätte darstellen können.“ Sie [W. v. Humboldt] kennen diese Manier.

111.

1794, Sommer.

Mit Johann Daniel Falk.

Den folgenden Morgen besuchte ich den Geheimen Rath Goethe. . . . . Er ist von mittlerem Wuchse, hat ein männlich braunes Antlitz, schwarze [!] funkelnde

Augen, einen tieffaſſenden Blick, einen ſtarken ſchwarzen Bart und genialiſche, aber regelmäßige Züge. Sein Anzug war bürgerlich einfach — ein ſimpler blauer Überrock — ſein Anſtand kunſt- und anſpruchslos. Ein mehr angeborner, als angenommener Ernſt erweckt in jedem, der mit ihm ſpricht, ein gewiſſes Gefühl von Hochachtung, ich möchte beinahe ſagen von Ehrfurcht, das aber keineswegs zurückſtoßend iſt. Ich hätte ihn eher für einen biederherzigen Amtmann, als für den großen Schriftſteller gehalten, auf den unſer Vaterland nicht ohne Urſache ſtolz ſein darf. Er empfing mich freundſchaftlich, und wir ſprachen über eine Stunde miteinander. Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unſäglicher Anſtrengung arbeite. Als Schiller ſich noch in Weimar befand, verſchloß er ſich oft acht Tage lang und ließ ſich von keiner Seele ſprechen. Abends um acht ſtand noch ſein Mittagseſſen vor ſeinem Studirpult. Doch glaubte er nie die ſtrengen Forderungen der Kunſt befriedigt zu haben; denn ſeine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinaufarbeitete und alle ſeine Geiſtesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überſpannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch ebenſo ſchwer, die Pſychologie aus ſeinen Stücken, als aus ſeinem Geſichte herauszufinden. Der „Don Carlos“ ließe ſich beſſer leſen, als aufführen, und die darin verwebte Pſychologie der Charaktere ſei auch ſelbſt bei der Lectüre und der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anſtrengung, mit der

Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den „Briefen über den Don Carlos“ im „Teutschen Merkur“ sähe man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet. Wie Goethe glaubte, sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, die in der Seele dieses Dichters gekämpft, mit unverkennbaren Zügen seinem Gesicht eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermuth, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn passe ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisiruug eines Dritten sagte: „In seiner Phantasienwelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus der Zerrüttung hervor, verräth einen hohen männlichen Geist gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes: Ihr ahnt aus dem Schauer der Ehrfurcht, der Eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte, aber erkennen könnt Ihr es jetzt nur aus Trümmern und Uberbleibseln, die der Zahn der alles zerstörenden Zeit verschonte.“

Noch sprach Goethe viel von Italien, wo er sich lange Zeit aufgehalten..... Von den schönen Gegenden und selbst von den Einwohnern dieses Landes sprach er mit vielem Enthusiasmus. „Die Luft ist lauer, reiner, der Himmel blauer und unbewölkter, die Gesichter offen, freundlich und lachender, die Formen und Umrisse der Körper regelmäßig und anlockender.

Selbst das Grün der Wiesen und Bäume nicht so kalt und todt, sondern höher, heller, mannigfaltiger, als in den nördlichen Himmelsstrichen. Alles scheint zum lieblichen Genusse einzuladen, und Natur und Kunst bieten sich wechselseitig die Hand. Nirgends oder selten finden Sie in Italien solche zurückstoßende, kolossale Gestalten wie in unsern Gegenden, nirgends so verkrüppelte und zusammengeschrumpfte Figuren. In unsern Gesichtern verlaufen die Züge regellos durch- und ineinander, oft ohne irgend einen Charakter anzudeuten, oder es hält wenigstens schwer, das Original herauszufinden; man kann sagen: in einem deutschen Gesichte ist die Hand Gottes unleserlicher, als auf einem italienischen. Bei uns ist alles verkritzelter und selten selbst in der Form etwas Vollendetes. Kopf und Hals scheinen bei jenen Menschen gleichsam unmerklich ineinander gefügt, bei uns sind sie größtentheils eingeschoben und aufgestülpt. Die sanft geblähte Brust schwellt allmälig in ihren Umrissen; nicht solche kugel- und muskelhafte Massen von Fleisch, die das Auge mehr beleidigen, als einladen. Ich habe in Italien unter der gemeinsten Menschenklasse Körper gesehen gleich den schönsten Antiken und andere, die entkleidet dem Künstler durch die Regelmäßigkeit ihres Baues den vollkommensten Torso vertraten. Kurz: in Italien wohnen schöne Körper und schöne Seelen unter Einem Dach und Fach in brüderlicher Eintracht beisammen; bei uns wohnen sie durch verschiedene Stückwerke abgesondert und ungesellig; jedes treibt seine

Wirthschaft für sich. Ich bedaure einen großen Künstler wie Herrn Lips in Deutschland, wo ihm das Studium der Formen in seiner Kunst keinen Vorschub thut; er muß unaufhörlich aus seiner Phantasie hervorarbeiten. Die Römerinnen sind die reizendsten Gestalten, die ich je erblickte: ein schlanker Wuchs, regelmäßige, majestätische Gesichtszüge, große gewölbte Augenbrauen, die wie abgezirkelt einen Halbbogen bilden, sind unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte nichts Ungewöhnliches. Auch herrscht unter ihnen weit mehr Künstlergeschmack, als in Deutschland, wozu freilich der frühe Anblick der unsterblichsten Meisterstücke der Kunst in Tempeln und öffentlichen Gebäuden viel beitragen mag. Bei uns ist der gute Geschmack größtentheils in Studirstuben eingeschlossen. Freilich herrschen dagegen Luxus und Üppigkeit, diese von den schönen Künsten unzertrennlichen Übel, ausgebreiteter, als bei uns, in Italien. Doch muß man auch hier nicht zu vorschnell die Wirkungen des wollüstigen Klimas dem Einfluß der schönen Künste und Wissenschaften beimessen. Sowie Pflanzen und Blumen unter der milden Sonne Italiens sich schneller und üppiger entfalten, aber auch rascher dahinwelken, so ist es auch vielleicht der Fall mit den Einwohnern dieses Himmelstrichs selbst: früher und reizender aufblühend nnd reifend, sind ihre Körper wollüstiger, idealischer, aber auch hinfälliger und vergänglicher, als die unsrigen."

112.

1794, Anfang September.

Über Schiller

Die Stein hat mir [Schiller] dieser Tage geschrieben, daß Goethe kürzlich bei ihr gewesen, welches mir unerwartet gewesen ist. Von allen Orten her erfahre ich jetzt, wie sehr sich Goethe über die Bekanntschaft mit mir freut. An Meyern in Dresden hat er, wie Körner schreibt, vieles darüber geschrieben und auch mit der Stein viel davon gesprochen.

113.

1794, 14.—20. September.

Mit Schiller.

Ich bringe die meiste Zeit des Tages mit Goethen zu, sodaß ich bei meinem langen Schlafen kaum für die nöthigsten Briefe noch Zeit übrig habe. Vor einigen Tagen waren wir von halb 12, wo ich angezogen war, bis nachts um 11 Uhr ununterbrochen beisammen. Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr decent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat. Sonst sprachen wir sehr viel von seinen und meinen Sachen, von anzufangenden und angefangenen Trauerspielen u. dgl. Ich habe ihm

meinen Plan zu den „Maltheſern“ geſagt, und nun läßt er mir keine Ruhe, daß ich ihn bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin, wo er ihn ſpielen laſſen will, doch vollenden möchte. Es kann auch ganz gut Rath dazu werden; denn er hat mir viel Luſt dazu gemacht und dieſes Stück iſt noch einmal ſo leicht, als „Wallenſtein“. Er hat mich gebeten, ſeinen „Egmont“ für das Weim. Theater zu corrigiren, weil er es ſelbſt nicht wagt, und ich werde es auch thun. Meinen „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ räth er mir auch nur ein wenig zu retouchiren, daß dieſe Stücke ein bleibendes Eigenthum des Theaters werden. Was ſeinen Antheil an den Horen betrifft, ſo hat er großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit. Seine Elegien giebt er uns und zwar gleich für die erſten Stücke. Alsdann hat er mir vorgeſchlagen, einen Briefwechſel mit ihm über Materien zu eröffnen, die uns beide intereſſiren, und dieſer Briefwechſel ſoll dann in den Horen gedruckt werden.

114.

1794, 14.—28. September.

Mit Schiller.

a.

Ich komme eben von Weimar, wo ich 14 Tage bei Goethe gewohnt und mit ihm Langes und Breites über unſre Horen ausgemacht habe. Er iſt einer der eifrigſten

von uns und wird zu jedem Stücke des Journals einen Beitrag geben. Zugleich unterhält er deswegen einen Briefwechsel mit einem Freunde in Rom [Hirt], um immer das neueste aus dem artistischen Fache in Italien zu erfahren. Goethe und ich werden eine Correspondenz über die schöne Kunst mit einander führen, die gleichfalls bestimmt ist, einmal für die Horen gebraucht zu werden. Mein Schauspiel [„Die Malteser"] hoffe ich, soll auch vor Ostern fertig sein und ein ganzes Monatsstück der Horen einnehmen. Auch Goethe hofft uns im nächsten Jahre gleich etwas Dramatisches geben zu können. Auch Hofrath Schütz ist Mitarbeiter an den Horen und wird uns über Beredsamkeit und Poesie der Alten Beiträge liefern. Für das Fach der bildenden Kunst, der Musik, der Baukunst, der Schauspielkunst haben wir auch schon einige Mitglieder, sodaß kein Zweig der Ästhetik wird zurückgelassen werden.

Wir sind der Meinung, daß deutsche Schrift der lateinischen vorzuziehen sei.

b.

Wir haben eine Correspondenz miteinander über gemischte Materie beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmtere Richtung und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen; da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individuali-

täten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.

Seinen Roman will er mir bandweise mittheilen, und dann soll ich ihm allemal schreiben, was in dem künftigen stehen müsse und wie es sich verwickeln und entwickeln werde.

Er will von dieser anticipirenden Kritik Gebrauch machen ehe er den neuen Band in Druck giebt. Unsere Unterredungen über die Composition haben ihn auf diese Idee geführt, die, wenn sie gut und mit Sorgfalt ausgeführt werden sollte, die Gesetze der poetischen Composition sehr gut in's Licht setzen könnte.

Seine Untersuchungen über Naturgeschichte, von denen ich Dir einmal mehr sagen will, haben mich so sehr, als sein poetischer Charakter interessirt, und ich bin überzeugt, daß er sich auch hier auf einem vortrefflichen Wege befindet. Auch was er gegen die Newton'sche Farbentheorie einwendet, scheint mir sehr befriedigend zu sein.

115.

1794, 19. October.

Mit David Veit.

a.

Wenn Sie [Rahel Levin] mir jemals gefehlt haben, ... so war es gestern, nachdem ich Goethe drei Viertelstunden hindurch ununterbrochen gesprochen hatte,

und noch mehr den Abend nach der Komödie in Weimar. . . . .

Goethe hat mich erstaunlich freundlich aufgenommen, hat sich angelegentlich nach [Salomo] Maimon erkundigt und übersehr viel Dinge mit mir gesprochen. Es ist wahr, daß er älter geworden . . . er ist etwas magerer und bleich im Gesicht; die Nase sieht länger aus, und die ihm gewöhnliche steife Stellung wird um so auffallender, nichtsdestoweniger ist er außerordentlich freundlicher Gesichter und der heitersten Laune fähig. Er hat viel über Maimon mit mir gesprochen, über Dichtkunst, Philosophie, Genie und andere Materien mehr. . . . . Beim Weggehen sagte mir Goethe: „Besuchen Sie mich, wenn Sie wieder nach Weimar kommen; komme ich nach Jena, — und ich denke: bald — so will ich nach Ihnen fragen. Wenden Sie sich immer an mich, sobald Sie etwas suchen; den Hofrath Gruner will ich bitten, daß er Ihnen Bücher leiht" u. s. w. Ich: „„Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Geheimerath! Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich wirklich Anstand genommen habe zu Ihnen zu kommen; ich weiß, wie sehr Sie von Fremden incommodirt werden"" u. s. w. Das nahm er wohl auf, und ich ging. Den Abend wurde in Weimar „Der Diener zweier Herrn" zu meiner Verwunderung recht hübsch gespielt. . . . . Goethe war auch im Theater, und zwar wie immer auf dem Platz des Adels. Mitten im Spiel gehet er von diesem Platze weg, — was er sehr selten thun soll — setzt

sich, so lange er mich nicht anreden konnte, hinter mir — wie mir meine Nachbarinnen erzählt haben — und sowie der Act zu Ende ist, kommt er vor, macht ein äußerst verbindliches Compliment und fängt in einem recht vertraulichen Ton an: „Das ist ein recht vorzüglich Stückchen. O! es ist schon sehr alt, und von Goldoni; der Schröder hat's in's Kurze gezogen für die Hamburger Bühne, und alle Theaterschwänke sind darin recht gut benutzt.“ Ich: „„Ja wohl! und ich habe noch keine Unanständigkeit gehört.““ Goethe: „Kommt auch keine.“ — Hierauf fängt er an, einen Augenblick zu schweigen; indem vergesse ich, daß er Theaterdirector ist und sage: „„Sie spielen es auch recht hübsch.““ Er sieht noch immer grade aus, und so sage ich in der Dummheit — aber wirklich in einer Empfindung, die ich mir noch nicht zu zergliedern weiß — noch einmal: „„Sie spielen recht hübsch.““ In dem Augenblick macht er mir ein Compliment, das aber wirklich wie das erste so verbindlich war, und fort ist er! Hab' ich ihn beleidigt oder nicht? . . . . . Sie können es gar nicht glauben, wie ich noch immer geängstigt bin, ohnerachtet ich schon von Humboldt, der ihn jetzt genau kennt, die Versicherung habe, daß er oft so schnell weggeht und Humboldt es auf sich genommen hat, noch einmal mit ihm von mir zu sprechen.

b.

Nun meine angenehmen Vorfälle mit Goethe! Ich war vormittags hingegangen, vorsätzlich zu einer Zeit, wo er immer zu Hause ist und sich niemals sprechen läßt, und hatte den Brief dem Bedienten mit dem Bedeuten gegeben, daß ich nachmittags um 3 Uhr wiederkommen würde, um zu fragen, ob mir der Herr Geheimerath die Ehre erzeigen wollte, mich zu sprechen. . . . Um 3 Uhr kam ich und der Bediente führte mich in das Besuchzimmer.

Goethe (aus einer andern Stube). „Sie haben mir einen Brief von Herrn Maimon gebracht?" Ich: „„Zu Befehl."" Goethe: „heißen?" Ich: „„Veit"" Goethe: „Ich freue mich recht sehr." Ich: „„Ich hatte schon vor anderthalb Jahren die Ehre, Sie zu sehen, durch eine Empfehlung des verstorbenen Hofraths Moritz."" Goethe: „Ach ja! Auch ist mir Ihr Gesicht recht bekannt. Nun wie geht es denn Herrn Maimon?" — Ich sagte ihm hierauf sein jetziges Verhältniß und daß er nebenher von dem geringen Ertrag seiner Schriften lebt. Goethe: „Ei, ei! Und er schreibt so starke Sachen und so hübsch." Ich: „„Ja! und hat das schwerste Fach."" Goethe: „Ganz gewiß, das schwerste von allen. Man kennt ihn gar nicht so recht; das Publikum ist gar klein. Ich wollte, er käme her." Ich: „„Haben Sie seine neue Theorie gesehen, Herr Geheimerath?"" Goethe: „O wohl! Er hat mir auch

seinen Plan zur Erfindungslehre geschickt; das muß er ausführen." Ich: „„Er wünscht, sich mit mehr Gelehrten verbinden zu können."" Goethe: „Hm! warum? Sehen Sie: in wissenschaftlichen Sachen ist so etwas gar nicht nöthig. So wie ich da eine Idee habe, kann und muß ich sie jedem sagen; wie einer das Schema sieht, weiß er schon, was er erwarten kann. In ästhetischen ist es umgekehrt: wenn ich ein Gedicht machen will, muß ich es erst zeigen, wenn es fertig ist, sonst verrückt man mich; und so bei allem, was Kunst ist." — Hierauf sprach er mit mir von Jena eine lange Zeit; Dinge, die zu weitläuftig würden. Dann sagte ich ihm, daß Maimon den Plan hätte, ein neues Wörterbuch der schönen Künste herauszugeben, und spielte hintenherum auf ihn als Mitarbeiter heran. Goethe: „Ja, sehen Sie! Moritz wollte das auch, und der war lebhaft; dem habe ich schon gesagt, daß es noch zu frühe ist. Erst müssen die Philosophen die Principia in Ordnung gebracht haben; und wie jetzt die Gährung ist, das wissen Sie. Man könnte da viel schreiben und manches aufwärmen; das will man nicht, und in sechs oder acht Jahren wäre das Neue wieder verworfen. Das ist doch auch nichts. Moritz kehrte sich nicht daran, und seinen Beistand kann man keinem hübschen Unternehmen versagen, aber ein Lexikon, das ist zum Nachschlagen für Leute, die keine weitläuftige Sachen lesen, und ist kein Buch für Erfindungen. Soll es Theorie der Künste sein? Künste müssen ausgeübt

werden, es sei nun Poesie, Malerei oder was sonst. Der die Regeln giebt, der muß sehr langsam sein, und der Künstler kann wieder nicht warten und muß sich an etwas halten. Dazu ist nun freilich das Genie. Das Genie kommt mir immer vor wie eine Rechenmaschine: die wird gedreht, und das Resultat ist richtig; sie weiß nicht warum? oder wie so?"

Ich sprach immer viel dazwischen und kam ihm oft zu Hülfe; denn er kann sich gemeinhin auf viele Wörter nicht besinnen und macht beständig Gesichter. „Bisher" — sagte er unter andern — „hat man sich in der Theorie häufig auf empirische Regeln, auf Erfahrungssätze, eingelassen und immer in den Künsten gesprochen, wie die Sachen erscheinen müssen, nicht wie sie sein müssen und wie man sie machen soll. Ja, hören Sie! das kommt mir vor, als wenn einer in's Theater geht und das Stück gefällt ihm; nun denkt er, wie natürlich einjeder: du möchtest wohl auch ein so schön Stück schreiben, und schreibt nach dem Effect. Ja, lieber Gott! der bringt nichts heraus; man muß wissen, wie viel unangenehme Theile dazu gehören, bis ein Ganzes angenehmen Effect macht. Kurz: so wie die Leute reden und schreiben, das heißt meistentheils, ein Stück als Zuschauer schreiben. Hinter die Bühne muß man; man muß die Maschinen und die Leitern kennen."

116.

1794, 31. October.

Über Voßens Iliasüberſetzung.

Erſter Geſang.

In einem alle Freitage ſich verſammelnden Abendzirkel für den Winter zwiſchen 1794 und 1795 wurde beſchloſſen, jedesmal einen Geſang der Ilias nach Voß vorzuleſen und ſich dann die dabei von ſelbſt kommenden Bemerkungen mitzutheilen. Goethe iſt Vorleſer.....

Die härteſten Stellen wurden durch Goethes treffliche Declamation und richtig wechſelndes Andante und Adagio außerordentlich ſanft und milde. Es iſt unleugbar, daß Voß nur für's Ohr und den lebendigen ſucceſiven Eindruck, nicht für's Auge und zergliedernden Überblick des Stils gearbeitet hat.

Fragen. 1) That Voß recht daran, das anſtößige *κυνῶπα* V. 159 und *βοῶπις* V. 551, jenes durch „Ehrvergeſſener!" dieſes durch „hoheitblickende" zu mildern und das ächthomeriſche 588 *θεινομένην* nur durch das ſanftere „wenn er Dich ſtraft" zu überſetzen? Antwort. Keineswegs! In allen drei Fällen wird das ſtark Sinnliche durch abſtractere Vorſtellungen entnervt. Auch iſt das „hoheitblickende" nicht einmal im Sinne Homer's, da es bloß die auch in den Kunſtwerken charakteriſtiſchen großen Augen der Juno bezeichnet. Sollte Voß nicht bloß das „Farrenäugige"

seiner Vorgänger haben vermeiden wollen, und, weil er fühlte, er könne nicht Besseres geben, lieber eine unbefriedigende Abstraction gesetzt haben?

2) Ist das ἀμβρόσιαι χαῖται ἐπερῴωσαντο [V. 529] wohl ganz richtig von Voß übersetzt: „sie walleten vorwärts?" Voß dachte sich das Haar im Augenblicke des Zunickens. Aber so dachte sie sich wenigstens Phidias nicht; da ist diese gewaltsame Bewegung, wenn sie überhaupt stattfand, schon vorbei, und die Locken zittern nur noch den Scheitel entlang.

In einigen Stellen ist der Nachdruck des Originals merklich geschwächt, als V. 132 μὴ κλέπτε νόῳ: „Sinne nicht auf Trug!" Nach dem Original war dies schon geschehen, und jetzt suchte er nun wirklich Ausflüchte. Das χόλον καταπέπτειν [V. 81] ist auch zu schwach übersetzt und „Galle" wollte Goethe der verschiedenen Nebenbegriffe wegen durchaus nicht gefallen. So tadelte Goethe auch das mehrmals wiederkommende „traun"!

V. 151 ist bei Homer ein distributiver Satz: ἢ ὁδὸν ἐλθέμεναι, ἢ ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι. In Voßens Übersetzung: „Einen Gang dir zu gehn und kühn mit dem Feinde zu kämpfen" — fließt dies in einen einzigen Begriff zusammen. Voß wollte das gehäßige „oder" vermeiden.

Über die Rohheit der ältesten Mythen, z. B. die Vorstellung vom Briareus V. 400 ff. Goethe verglich sie mit dem Gradlinigten und Steifen in der Kunst. — Unverdauliche Abgeschmacktheit im Götterſystem Homer's. Seine Menschen handeln viel edler, als seine Götter.

117.

1794, 7. November.

Über Voßens Iliasüberſetzung.

Zweiter Geſang.

Goethe hatte bei einer vorausgehenden Durchleſung die Bemerkung über den Catalogus navium gemacht, daß Homer nach einer feſt angenommenen Rangliſte die Völkerſchaften ſich nebeneinander ſtellen laſſe. Dies erhelle ganz deutlich daraus, daß er da, wo die Myrmidonen jetzt nicht ſtanden, weil ſie mit dem Achill ſtill ſaßen, ſie doch in Reih und Glieder ſtellt V. 681 bis 694. Die hier von der Rechten zur Linken gehende Ordnung war alſo beim Dichter nicht willkürlich, ſondern er ſingt nach Stammſagen und empfangenen Regiſtern. Agamemnon führt allem Anſchein nach das Corps de bataille. Zugleich wurde nach d'Anville's Karte von Griechenland der Weg aufgeſpürt, in welchem Homer bei der Aufzählung geht. Er fängt mit Aulis an und macht einen doppelten Kreis.

Diesmal war Wieland bei der Vorleſung, der auch in ſeinem kleinen Bergler'ſchen Homer, ſo gut es gehen wollte, nachlas. Dieſer war äußerſt ſtreng gegen Voß und gab beſonders darüber ſeinen Unwillen zu erkennen, daß er oft bloß die natürlichſte Art der Überlieferung darum verworfen habe, um nicht einerlei mit ſeinem Vorgänger zu ſagen. Beſonders ärgerte er ſich über

das häufig vorkommende „Jener ſagt's", z. B. V. 84, da doch das „Jener" in Relation mit dieſer ſtehen müßte im Homer aber das ὣς ἐφατ' dies gar nicht ſagen wolle. Goethe las alſo von nun an, um Wieland's Ohr zu ſchonen, immer „alſo ſprach er." Auch rügte Wieland das Willkürliche im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Homeriſchen Conjunctionen. So habe z. B. Voß ſelten das ἐπεί geſetzt, wo es im Griechiſchen ſtehe. Ferner die Auflöſung des Adjectivs als Beiwort in ein neues Subſtantiv, z. B. 89 ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν wo Voß überſetzt: „Blumen des Frühlings." Wieland behauptete nach einem ſehr richtigen Gefühl, daß „lenziſche Blumen" weit individueller und maleriſcher ſei, als jene Zerſtückelung in zwei Begriffe.

Stellen, wo der griechiſche Ausdruck in der Überſetzung nicht erſchöpft iſt, V. 117 κατέλυσε κάρηνα, 132 πλάζουσι, 148 ἐπαιγίζων; διοτρεφέος bei „König" [196] ſei gar nicht das Voßiſche weit verkünſtelte „Götterbeſeligt;" 266 θαλερὸν δάκρυ, 269 ἀρχεῖον, 399 κάπνισσαν; 595 ἀντόμεναι mißbilligte Goethe „fanden".

V. 209, 210. Hier hat Voß ein Paar Hexameter im Klopſtockiſchen Silbentanz ſehr paſſend angebracht, wie Goethe bemerkte.

V. 225—43. Das herrlichſte Original einer ſansculottiſchen Demagogenrede. Auch Voß iſt mit guter Abſicht hier etwas niedriger in ſeinem Ausdrucke geworden.

118.

1794, 14. November.

Über Voßens Iliasüberſetzung.

Dritter Geſang.

Bei dem Schreien der Trojaner und dem ſtillen Anrücken der Griechen, welches ſchon die Alten als einen charakteriſtiſchen Zug der wahren Tapferkeit bemerkt haben, erinnerte Goethe noch ſehr fein, daß dieſer Contraſt durch den im zweiten Buch vorhergehenden Catalogus noch auffallender werde, wo die Schiffs- und Heerliſte der Griechen ſo viel mehr Platz einnehme und Nachdruck zeige, als das enge Verzeichniß der Troer und ihrer Genoſſen, die doch nun grade nach Art der Poltrons den größten Lärm machten.

V. 33 überſetzt Voß *δράκοντα*: „Natter". Dachte dies wohl Homer dabei? V. 39 hat Voß für das ſchleppende „Unglückſeliger Paris!" wie Stolberg das *δύσπαρι* überſetzt hat, gradezu nur einen andern Begriff geſetzt: „Weichling!". *Δύσπαρις* war unüberſetzbar, aber „Weichling" drückt doch auch gar nichts von dem aus, was in *δύσπαρι* liegt; es iſt: verhaßter, verderblicher Paris!

V. 54 werden *δῶρ' Ἀφροδίτης* durch „Huld Aphroditens" überſetzt und weiter unten V. 64 wörtlicher:

„Gaben der goldenen Aphrodite.“ Dieſe Ungleichheit iſt nicht im Homer.

V. 74, 75: „Jen' entſchiffen zu Achaia's roſigen Jungfraun“ iſt ganz etwas anderes, als das Homeriſche Ἀχαΐδα καλλιγύναικα. Nach Voßens Überſetzung wären die Zurückſchiffenden nicht viel weniger, als παρθενοπίπαι geweſen.

V. 130 νύμφα φίλη, Voß: „du trautes Kind!“ Es iſt die Schwägerin Laodike, nicht Priamos, der ſpricht (wie unten V. 162 „mein Töchterchen“, φίλον τέκος). Ich [Böttiger] ziehe daher Stolberg's „Geliebte!“ vor, obgleich auch dies das νύμφα φίλη — liebes Weibchen! — nicht ganz ausdrückt.

V. 152 ὄπα λειριόεσσαν „hellſchwirrende“? Stolberg noch ſchlechter: „ſchwacher Geſang“.

V. 166 ff. „Nur den einzigen Agamemnon nennt uns Homer nicht im voraus und hebt ihn durch die ſo geſpannte Erwartung vor den übrigen heraus.“ Goethe.

V. 176 τέτηκα „in Thränen verſchwind' ich.“ — „Zerſchmelz' ich,“ wie es Stolberg hat, wäre weit beſſer; allein Voß verwarf es nur darum, weil es Stolberg ſchon vor ihm gebraucht hatte.

V. 180 Δαὴρ αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, εἴποτ' ἔην γε. Voß: „Schwager mir war er vordem, der ſchändlichen (?) ach! er war es.“ Κυνώπις iſt auch hier wie oben I, 159 verwäſſert. Das εἴποτ' ἔην γε drückt etwas ganz anderes aus, als Voß überſetzt hat; es ſoll heißen: wenn er überhaupt je mein Schwager

war, wenn ich's überhaupt je verdiente, je seine Schwägerin zu heißen. Stolberg hat es lieber ganz weggelassen.

V. 224 „Sinn: Nun wunderten wir uns nicht mehr so darüber, daß Odysseus ein so dummes Ansehn gehabt habe." Wieland.

Ζάκοτος im 220. V. ist unvergleichlich durch „tückisch" übersetzt.

Man könnte hierbei fragen: Hat bloß Homer's Phantasie diese Körperformen geschaffen, oder hat er sie durch Bild und Überlieferung?

V. 286, 87. Die *τίμη*, die hinfort auch daure bei kommenden Menschengeschlechtern, veranlaßt in der Übersetzung leicht den Begriff eines fortdauernden Tributs. Homer will aber nur eine Buße andeuten, die auch den Nachkommen unvergeßlich bleibe.

V. 362 *φάλος* kann nicht durch „gekugelten Helm" gegeben werden. Es waren die *φάλοι* kleine polirte Metallplatten, womit der Helm ausgeschmückt war. Dies lehrt schon das abgeleitete Wort *τρυφάλεια*. Das Mißverständniß ist aus der gewöhnlichen lateinischen Übersetzung conus entstanden. S. Ernesti in Clav. Cic. s. r. phalerae.

V. 399 ff. „Helena behandelt hier die Venus wie eine Kupplerin." Goethe.

V. 419 *κατασχομένη*: „gesenkt".

V. 449 ff. Goethe fand den Contrast zwischen der Gardinenscene und dem auf dem Schlachtfelde wüthen-

den Menelaus um so lächerlicher, weil hier der wüthige Menelaus mit seinem Aktäonischen Schmuck als cocu herumlaufe. Wieland macht einige Gegenbemerkungen, aus dem frühen Zeitalter hergenommen.

119.

1795 (?).

Über Karl Lappe.

Auch die Kleinigkeiten dieser Lieferung [des „Musenalmanachs für das Jahr 1796"] haben meinen [Humboldt's] vollkommenen Beifall. Die beiden an Fichte haben uns viel zu lachen gegeben. Ob er sich wohl erkennen wird?

Herr Lappe wird sich doch durch dies und das erste Stück wieder einigermaßen bei Goethe rechtfertigen, der, wie Sie [Schiller] sich noch erinnern, sich sehr über ihn lustig machte.

120.

1795, Anfang (?).

Über „Wilhelm Meister's Lehrjahre".

Er [Goethe] hat hier [in Jena] einem Menschen selbst gestanden, daß er nicht mehr fähig wäre, sich seiner ersten Jugendeindrücke so lebhaft zu erinnern,

als er es im Wilhelm gethan hat; denn die Lebhaftigkeit des Gedächtniſſes, mit welcher er den „Meiſter“ vor fünfzehn Jahren entworfen habe, ſei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.

121.

1795, 11.—23. Januar (?).

Mit Schiller.

Goethe nennt dieſes vierte Stück [der „Horen“] den Centaur, weil ſeine Elegien einen ſeltſamen Contraſt mit meiner Philoſophie machen werden.

122.

1795, Ende Mai.

Mit Schiller.

Deine [Körner's] Ergießungen über „Meiſter“ habe ich Goethe, der wieder hier iſt, vorgeleſen und ihm Freude darüber gemacht. Auf die Komödie will er aber nicht entriren; denn er meint, daß wir kein geſellſchaftliches Leben hätten.

Er hat bei der Reviſion ſeines Manuſcripts für die Fortſetzung des „W. Meiſters“ eine intereſſante Materie über den Unterſchied zwiſchen Roman und Drama unter die Feder bekommen, worin mir die

Hauptidee sehr gefällt. Der Roman, sagt er, fordert Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charakter und That. Im Roman darf der Zufall mithandeln, aber der Mensch muß dem Zufall eine Form zu geben suchen. Im Drama muß das Schicksal herrschen und dem Menschen widerstreben u. s. f. Die Ausführung dieser Ideen, wovon er mir ausführlicher gesprochen, giebt ihnen sehr viel Wahres.

123.

1795, 2. Juni.

Mit . . . Latrobe.

Die „Claudine" ist bis auf das . . . äußerst gute Orchester und bis auf die Gruppirungen äußerst miserabel gelungen und gespielt worden. Der Rugantino singt wie ich [Veit] und spielt vollkommen die Rolle wie ein lüderlicher Barbiergeselle. Goethe hat das Stück in Prosa gesetzt und verkürzt; dabei ist aber gar nichts Merkwürdiges. Die Stelle „Wer dichtet nicht, dem diese Sonne" u. s. w. ist geblieben und unser Rugantino hat sie mit einer Art von dummem Hohngelächter mit Spaß vermischt hergeplärrt. Auf Goethes Frage an Latrobe: „Nun, wie hat es Ihnen denn gefallen?" und Latrobe's Antwort: „Ihr Orchester ist äußerst brav", erwiederte Goethe: „Ja, sehen Sie! es ist gewiß im Einzelnen recht schlecht gegangen; — denn

niemand war in der Rolle — indeſſen geben ſie uns doch hier das Äußerſte, was ſie haben, und wenn man das ſieht, hat man immer Vergnügen. Ganz verhunzen können ſie es nicht und mich hat der fünfte Act überraſcht; ich habe gar nicht geglaubt, daß er ſo viel Zuſammenhang und ſo viel Theatraliſches hat, und Benda . . . ſingt doch wenigſtens."

124.

1795, Sommer (?).

Mit Wilhelm v. Humboldt.

Sie [Schiller und Buchhändler Michaelis] paſſen einmal nicht zuſammen, und ſo etwas muß ſich ja, wie Goethe ſagt, ſcheiden.

125.

1795, Sommer (?).

Mit Fichte.

Goethe geſprochen. Er war die Artigkeit, die Freude mich zu ſehen, die Freundſchaft ſelbſt; er bezeugte mir ungemeine Achtung. Wir ſprachen Philoſophie, von Geſchäften kein Wort. „Er hoffe, wenn wir einander in der Nähe blieben aus dieſen, den philoſophiſchen Dingen noch ſehr viel mit mir zu ſprechen" ſagte er etliche Male, ohne daß ich es zu bemerken ſchien.

126.

1795, 11. (?) August.

Mit Veit.

a.

Er [Goethe] redete mich auf dem Balle von selbst sehr freundschaftlich an, fragte in der Geschwindigkeit nach den Örtern, die ich passirt hätte; ich nannte Teplitz und Sie [Rahel Levin] und sagte ihm, wiewohl ganz flüchtig, daß ich Sie schon sehr lange kennte und Ihretwegen nach Teplitz gereist wäre. Nicht um zu urtheilen, sondern um unwillkürlich mit seinen Empfindungen auszubrechen, sagte er: „Sie haben sehr recht gethan. O! die Levin hat sehr viel gedacht, hat Empfindungen und Verstand; es ist was Seltenes, das muß ich sagen — wo find't man das? Wir haben auch so vertraut zusammen gelebt, wir waren beständig zusammen. Ja, das ist gewiß! Nun, wenn Sie sie lange nicht gesehen hatten, ja freilich!" u. s. w. Und dabei lauter freundliche Gesichter, und beständig entourirt, im Geschrei sagte er mir das immer weiter. Wir gingen auseinander. . . . . Während des dicksten Tanzes war Goethe eine Zeitlang frei. . . . . Ich ging zu ihm hin und redete ihn mit den Worten an: „„Sie werden wohl noch einige Zeit hier [in Jena] bleiben, Herr Geheimerath?"" G. „Länger, als ich dachte — o, setzen

Sie sich! — so lange es hübsch ist. Ich habe so viele Freunde hier, man macht so hübsche Bekanntschaften, und so weiß ich nicht, wann ich abgehe; aber dann komme ich wieder nach Jena und arbeite.“ Darauf kamen wir in ein Gespräch über seine anatomischen Arbeiten, von denen er sagte, er hätte sie schon zehnmal zum Druck fertig gehabt und ebenso oft unterdrückt; es wäre unendlich schwer auszuführen. „Wir befinden uns in einem Chaos von Kenntnissen und keiner ordnet es; die Masse liegt da und man schüttet zu, aber ich möchte es machen, daß man wie mit Einem Griff hineingriffe und alles klar würde. Es ist nun nicht mein Fach; ich treibe es aus Begierde, aus Leidenschaft; ich will gerne zeigen, daß alles auch hier einfach ist, wie in den Pflanzen, daß aus Knochen alles deducirt werden kann, aber noch sehe ich das Ende nicht; vor jedem neuen Buch erschrecke ich; denn es ist den Versuchen nicht zu trauen. Achten muß man darauf, und in einem Menschenleben macht man nicht alle nach. Es ist überhaupt mein Grundsatz, den umgekehrten Weg einzuschlagen. Man hat bisher so viel Hypothesen in der Naturlehre gemacht: das ist falsch; denn für meine Meinung finde ich immer Gründe in dem Unendlichen der Natur. Die Kräfte sind so mannigfaltig, daß ich immer einige derselben unter Einen Gesichtspunkt bringen kann, wenn er auch unrichtig ist; hier muß man viel Versuche machen, um nicht zu irren. In der Naturgeschichte hingegen hat man immer

classificirt und neben einander gestellt ohne zu raisonniren; hier kann man Hypothesen wagen; denn die Fehler sind leicht zu finden: jeder Knochen, jede Pflanze, die mir in die Hände fällt, widerlegt mich."

Über diese Materie haben wir noch lange gesprochen und nun kommt Ihr Triumph, meine liebe Rahel! eine Sache, die Sie kaum glauben werden, die ich so unglücklich bin, Ihnen schreiben zu müssen. Hören Sie! Ich sprach mit ihm über den „Literarischen Sansculottismus" („Horen", fünftes Stück) und sagte ihm geradezu: „„Herr Geheimerath, Sie werden es vielleicht für Arroganz, für Unbescheidenheit halten, aber es ist wirklich keins von beiden; ich muß Ihnen sagen, daß mir Ihr „Literarischer Sansculottismus" eine große Freude war. Wenn man selbst jung ist, so kann man nichts lieber hören, als wenn ein Mann wie Sie mit einer solchen Deutlichkeit an seine Jugend denkt und so warm sich für die jetzigen größeren Fortschritte interessirt,"" u. s. w. Goethe. „Unbescheidenheit? warum? Es ist mir sehr lieb, daß Sie mir das sagen, sehr lieb. Sagen Sie, warum soll man dabei still sein? Ich habe dem ganzen Gang so mit zugesehen; ich, und wenn ich auch nicht gewirkt habe, so glaube ich doch, daß ich nicht ohne Wirkung gewesen bin, und nun kommt einer und sagt: es ist nichts, und wir haben nichts! Daß ich so immer den Gang mit weiter mache und mich daran vergnüge, das muß ich ja thun; das, was mir entgegenwächst, entgegen kommt, was aufsproßt,

— anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei, — das ist ja das Leben. Was erinnert mich sonst, daß ich bin und wie ich bin? Ich sehe ja, daß man weiter kommt, und man will mich überreden, daß man zurückgehe?" u. s. w. Wir haben über eine Stunde miteinander gesprochen, ich nicht weniger als er. Diese Hauptsachen habe ich Ihnen schreiben können. Was sonst noch passirt ist, ist größtentheils unbedeutend und soll der Inhalt künftiger Briefe sein.

b.

Den zweiten Tag nach unserer Ankunft war Ball, und Goethe kam mir entgegen mit den Worten: „Nun, wie geht's Ihnen denn, lieber Herr Veit? Sie haben Sich hieher gemacht: sehr recht! Wo kommen Sie denn jetzt her?" u. s. w. Als ich ihm hierauf geantwortet hatte und ihm sagte, daß ich in Teplitz acht Tage gewesen und hingereist wäre, um Sie [Rahel L.] zu sprechen, „Ja, da haben Sie wohl recht gethan," versetzte er, „wenn Sie sie in langer Zeit nicht gesehen hatten; freilich! Ja, es ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt, und von Empfindungen — wo findet man das? Es ist etwas Seltenes. O! wir waren auch beständig zusammen, wir haben sehr freundschaftlich und vertraulich miteinander gelebt." Zu Horn, der sich ihm von selbst präsentirte, hat er gesagt, Sie hätten stärkere Empfindungen, als er je beobachtet hätte, und dabei die Kraft, sie in jedem Augenblick

zu unterdrücken, und noch mehr. (Ich war nicht zugegen.) . . . . .

Während des Tanzes saß er einmal allein. Ich ging zu ihm hin und habe über viel Sachen mit ihm gesprochen; mit mehr Wärme und zugleich mit mehr Achtung für mich habe ich ihn noch nicht mit mir sprechen hören. Ich fragte ihn nach seinen anatomischen Plänen und seinen Arbeiten überhaupt. Was er mir hierüber gesagt hat und was besonders neu war, läßt sich in kurzem darauf zurückführen: „Man sollte in der Naturgeschichte mehr raisonniren; denn das Raisonnement kann sehr viel helfen und nie schaden, da jeder Naturkörper, jede Pflanze, jeder Knochen mich widerlegt, wenn ich gefehlt habe, und in der Naturlehre mehr Versuche machen, da man nicht leicht eine Hypothese aufstellen kann, für die sich nicht Erscheinungen finden bei der Unendlichkeit der Natur und den unzuberechnenden Modificationen der Kräfte.“ Aber nun die Hauptsache! Nachdem wir ein Langes und Breites darüber und über die vielen unzuverlässigen Bücher gesprochen hatten, sagte ich ihm, daß mir sein „Literarischer Sansculottismus“ ein erstaunliches Vergnügen gemacht hätte, und er möchte es nicht für Unbescheidenheit nehmen, daß ich es ihm sagte. „„Wenn man selbst jung ist, Herr Geheimerath, so muß es einen wohl freuen, wenn man sieht, daß ein Mann wie Sie sich der Jugend und der jetzigen Zeit so sehr annimmt. „Warum für Unbescheidenheit? Mir ist das sehr lieb. Ja, warum

soll ich mich überreden lassen, daß wir zurückgehen, wenn wir offenbar vorwärts kommen? Und warum sollt' ich mich nicht um alles bekümmern? Das was heranwächst, was mir entgegensproßt, — anderer Leute Kinder oder meine, hier einerlei — das ist ja das Leben. Nicht wahr, das ist das Leben?" So sprachen wir noch lange und gingen durch Zufall auseinander. Er hat mich seitdem oft angeredet, und wenn auch nur von albernem Zeug, Ortentfernungen, Reisen, doch immer einige Worte mit mir gesprochen.

127.

1795, zweite Hälfte Augusts (?).

Mit Veit.

Auf einem . . Balle, wo Polinnen tanzten, sagte ich ihm einmal, gegen die Polen wären wir Deutsche doch nur eine Art Holländer, und wie die Menschen mit Grazie tanzten! „Kein Wunder!" versetzte Goethe, „die Grazie ist ihnen eingeboren."

128.

1795, zwischen 5. und 9. November.

Mit Schiller.

Goethe ist seit dem 5. hier und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sitzen von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12, auch 1 Uhr

beisammen und schwatzen. Über Baukunst, die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise treibt, hat er manches Interessante gesagt, was ich mir habe zueignen können. Sie [Humboldt] kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen — der Base, der Säule (Wand, Mauer und dergleichen) und dem Dach, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sei, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite. Der schöne Architekt arbeitet wie der Dichter für den Ideal-Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustand sich befindet, also sind alle architektonische Werke nur Annäherung zu diesem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Ähnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt und von den besondern Bedürfnissen der einzelnen abstrahirt wird. Sie können wohl denken, daß ich ihn bei dieser Idee, die so sehr mit unseren [Schiller-Humboldtischen] Begriffen zusammenstimmt, festgehalten und weiter damit zu kommen gesucht habe. Ich glaube, man kann den Zweck der Baukunst als schöner Kunst objectiv ganz füglich

so angeben, daß sie in jedem besonderen Gebäude den Gattungsbegriff des Gebäudes überhaupt gegen den Ortbegriff zu behaupten sucht, wodurch sie dann subjectiv den Menschen aus einem beschränkten Zustand zu einem unbeschränkten (der doch wieder durchaus auf Gesetze gegründet ist) führt und ihn folglich ästhetisch rührt.

Goethe verlangt von einem schönen Gebäude, daß es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurchgeführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.

Daß von seiner Optik und seinen naturhistorischen Sachen auch viel die Rede sei, können Sie leicht denken. Da er letztere gerne vor seiner italienischen Reise (die er im August 1796 anzutreten wünscht) von der Hand schlagen möchte, so habe ich ihm gerathen, sie in einzelnen Aufsätzen in seiner darstellenden Manier zu den „Horen" zu geben. Ohnehin ist sonst nicht viel von ihm für das folgende Jahr zu hoffen.

Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Literatur und Kunst gesprochen.

— — — — — — — — — — —

Ihren Brief an Hellfeld [wegen Überlassung von Humboldt's Wohnung an Goethe] habe ich noch nicht abgegeben. Goethe will sich erst noch besinnen; denn er hat einen neuen Bedienten, der ihn noch nicht recht zu besorgen weiß, und trennt sich deswegen nicht gern

vom Schloß, wo ihn Trapizius, der Schloßvoigt bedient. Die Ilgen, die er neulich sah, gefiel ihm sehr wohl, wie es schien, und ich merkte wohl, daß er nachher mehr Lust zu Ihrem Logis hatte; wie er aber hörte, daß sie in Ihren Namen und in Ihre Tugend verliebt sei, so wurde vom Logis nicht mehr gesprochen.

129.

1795, November.

Mit Wieland.

Da hat sich neuerlich ein gewisser Herr Richter in Hof hervorgethan; . . . . . der Mensch ist mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allübersicht wie Shakespeare. Goethe urtheilt von ihm: man müsse sich mit diesem Menschen inachtnehmen und ihn weder zu viel, noch zu wenig loben — ein sehr alltäglicher Orakelspruch.

130.

1795 (?).

Mit Joseph Schreyvogel.

Er [Schreyvogel] rief mir [Grillparzer] schon von weitem zu: „Wie steht's mit der Ahnfrau?“ Ich aber antwortete ihm ganz trübselig: „„Es geht nicht.““. . . . [Da] erwiderte Schreyvogel: „Dieselbe Antwort habe

ich einſt Goethe gegeben, als er mich zur literariſchen Thätigkeit aufmunterte; Goethe aber meinte: „Man muß nur in die Hand blaſen, dann geht's ſchon.“

131.

1795 (?).

Über Kant's Philoſophie.

Herder rüſtete ſich um eben jene Zeit zum Kampfe gegen die Kantiſche Philoſophie. . . . . Während deſſen hatte Goethe zufolge ſeiner gewohnten objectiven Anſicht der Dinge und ſeiner größeren, eben hieraus entſpringenden Ruhe ſein beſonderes Intereſſe daran, vornehmlich in Beziehung auf Naturwiſſenſchaft und Kunſt, und erklärte: „Wir ſehen dieſe Philoſophie als ein Phänomen an, dem man auch ſeine Zeit laſſen muß, weil alles ſeine Zeit hat.“

132.

1795 (?).

Mit Wieland.

Da ſchloß ſich Goethe enger an Schiller, Herder an Wieland an. . . . . Kein Wunder, wenn unter ſolchen Verhältniſſen jetzt auch zwiſchen Wieland und Goethe eine Spannung entſtand, die aber der letztere bald hob, da er durch einen ſchönen Zug Wielanden

innigst erfreute. Eben um jene Zeit war nämlich dieser mit Ausfeilung seines „Oberon“ beschäftigt. Da nun Goethe urtheilte, daß Wieland bei der neuesten Ausgabe seiner Werke sich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebühr bedient habe, so kam er zu ihm und bat, daß nicht auch dem „Oberon“ also geschehen möchte. Er erbot sich, seine Bemerkungen und Ansichten Wielanden mitzutheilen und zu diesem Behufe den „Oberon“ gemeinschaftlich mit ihm zu lesen. Endlich kommen beide darin überein, daß Wieland seine Umänderungen jedesmal Goethen mittheilen solle, und daß sie dann darüber sich berathen wollten. So geschah es denn auch, und Wieland befolgte Goethes Rath an mehreren Stellen unbedingt, nur an Einer wollte er nicht nachgeben. „Nachher,“ sagte er, „habe ich wohl gesehen, daß Goethe auch da recht hatte, und eigentlich in allen Stücken; allein ich wollte doch auch einmal recht haben.“

133.

1795 (?).

Über Caroline Paulus geb. Paulus.

Goethe, der Paulus [in Jena] oft besuchte, manchmal zum Abendessen bei ihm war, pflegte von der jungen Frau unseres Gottesgelehrten zu sagen: „Die Natur kann wieder eine Weile operiren, bis sie ein so neckisches Wesen zum zweitenmale zusammenbringt.“

134.

1795 (?).

Mit Böttiger.

a.

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich [Goethe] erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitoreien und ägyptisch-babylonischen Grillen nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!"

b.

Physiologische Bemerkung. Gewisse Configurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Thierheit zum prototypon der organischen Schöpfung, zum Menschen, sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis den Rest des thierischen Schwanzes, die Milz und das Überzwerg-Schleudern der Hände, wenn man geht. (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Thieres). „Ich" — sagte Goethe — „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich über's Feld allein gehe; denn so geh' ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock — daher auch diese Spur der Thierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nützen die papillae an der

Bruſt des Mannes? Schon Sterne in ſeinem „Koran“ findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es ſei gleichſam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menſchliche Organiſation. Hier ſind beim Manne wenigſtens noch die Spuren der Brüſte, die ſich beim homo lar nur auf zwei herauf vermindert haben. Die Natur hat gewiſſe Generalformen, die ſich auch da abdrücken, wo ſie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen; z. B. bei allen unſern Rohrgewächſen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das ſich nie entwickelt.

135.

1796, Frühjahr (?).

Über Iffland's Schauſpiele.

Sie haben alle zwei Hauptfehler. 1) Alle moraliſche Beſſerung wird in ſeinen Stücken von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltſame, unwahrſcheinlich Zuſammengedrängte und Überhäufte in ſeinen Stücken, z. B. der Commiſſär Wallmann in der „Ausſteuer“ iſt ſchon viele Jahre bei der verkehrten Wirthſchaft ſeines Bruders Augenzeuge, ſchon viele Jahre ebenſo heftig, auffahrend gewaltſam geweſen; aber erſt heute, wo das Stück zu ſpielen anfängt, regt ſich der Brauſekopf, ſtürmt an der großen Glocke, poltert und will das gut machen, was bei frühern, nur halb ſo heftigen Warnungen an ſeinen Bruder und deſſen

Kinder nicht halb so schlimm geworden wäre. Es ist durchaus keine zureichende Ursache da, warum dies alles erst jetzt, wo das Stück eintritt, so von außen herein kommen müsse. So macht der Stabschirurg Rechtler im „Scheinverdienst“ heute erst Lärm und Ordnung, da er doch schon zwanzig Jahre lang sein Pfeifchen bei seinem amicus geraucht und die Scheinversuche seiner Frau und Kinder mit angesehen hat. Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein bloß zufällig zur Hauptentwickelung wirken, nicht aus dem Charakter selbst hervorgehn, braucht Iffland so viel Nebenfiguren und unnütze Ausstaffirungen zu seinen Stücken, weil er durch sie den Ausgang motiviren will.

2) Er setzt überall Natur und Cultur in einen falschen Contrast. Cultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück: der Hagestolze geht auf seine Güter und heirathet ein Bauernmädchen u. s. w. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenscenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken so wohlgefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M[annheim]

die Grundsuppe der sogenannten Cultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.

136.

1796, erste Hälfte Septembers.

Beim Vorlesen von „Hermann und Dorothea".

Mit Rührung erinnere ich [Caroline v. Wolzogen] mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Thränen den Gesang, der das Gespräch Hermann's mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen," sagte er, indem er sich die Thränen trocknete.

137.

1796, 2. October.

Über Gotter's „Geisterinsel".

Goethe sagte gestern noch, „Die Geisterinsel" wäre ein Meisterstück von Poesie und Sprache; es ließe sich nichts musikalischeres denken.

138.

1796, December (?).

Mit Max Jacobi.

Als der Jüngling die Blätter [von „Hermann und Dorothea"] dem übergütigen Dichter tief bewegt und angeregt wieder übergab, verbarg dieser ihm seine Freude nicht, heiter hinzufügend: „Nach Ihnen ist nun Böttiger der nächste, dem ich es mittheile; denn bei dem bin ich bei der Beurtheilung von allem Einfluß des Gemüthes auf den Verstand sicher; und so einen brauche ich."

139.

1796, 25. December.

Über „Hermann und Dorothea".

Goethe ging seit zwei Jahren mit diesem Sujet schwanger und versuchte es erst als Drama, dann als Idyllenreihe. Aber grade durch diese vorbereitenden Studien wurde er erst des Gegenstandes ganz mächtig.

140.

1796, 30. December (?)

Mit Christian Felix Weiße.

Ich weiß aus mehreren Briefen, daß die Sache [wegen Eichstädt's Berufung nach Jena] entschieden ist.

. . . kamen mit der Herzogin Amm Goethe mit dem Herzog von Weimar hier [in Leipzig], und wir fanden . . . Körners und Stimmen davon.

141.

1797, 27. ? Mai.

Mit In. [an . . . Schleusner.

„Jeder Mensch hat einen chien à tondre, wie es die Franzosen nennen," sagte Goethe Schleusnern, der sich Reinhardts Reichardts?] annahm. „Man hat ja wohl selbst etwas der Art, aber man spricht nicht gern davon." — Die Geschichte mit den Sachsenhäusern, die über den Exitudenten herfielen, der auf der Gasse wetzte, ihn aber herzlich bedauerten, als sie hörten, er sei voll süßen Weins.

142.

1797, Anfang Juni.

Mit Schiller.

Was Du [Körner] über „Die Braut von Korinth" schreibst, ist im Ganzen unser aller Meinung, und Du nimmst das Gedicht noch ästhetischer, als es vielleicht gemeint war. Imgrunde war's nur ein Spaß von Goethe, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur liegt.

143.

1797, Spätherbst.

Mit Herzog Karl August.

So wurden einst auf dem Landsitze der verwittweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter“ des Aristophanes durch Wieland, der sie für sein „Athenäum“ übersetzt, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leichtbekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indeß auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin eröffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seiten-

blick auf Goethe zu thun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zugrunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „„Ew. Durchlaucht haben das Recht über Leben und Tod der sämmtlichen Unterthanen: über mich ergehe Urtheil und Spruch!““ Der Herzog lächelte und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet.

144.

1797, 28. oder 29. December.

Vor Raphael's Madonna della seggiola.

Bei der Betrachtung der trefflichen Copie der Madonna della seggiola in Goethes Hause glaubte Wieland, so eine weibliche Gestalt wie die Madonna sei nirgends in Deutschland anzutreffen. Meyer behauptete, wir fänden sie überall. Goethe setzte die Erklärung hinzu: „Die Künstler sind wie die Sonntagskinder; nur sie sehen Gespenster. Wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, so sieht sie jedermann.“

145.

1798, 18.—25. Februar.

Mit Carl Gustav v. Brinkmann.

. . . 4) habe ich selbst das Glück gehabt, bei einem vierzehntägigen Aufenthalt in Weimar 1798 den großen

Mann beinahe täglich zu sprechen. Mit der herablassendsten Güte unterhielt er sich öfters mit mir über seine, uns andern noch unbekannte Jugendgeschichte, von Eltern und Großmutter; dann wieder von seinem Antheil an meinem Vaterland, wohl mit dem Zusatz: „Ich bin überhaupt den Schweden immer gewogen gewesen."

146.

1798, Juni.

Mit Emilie Gore.

Emilie Gore erzählte mir [Charlotte Schiller], daß, als sie letzt zugleich mit Goethe bei Hof aß, er mit Ausdruck süßen Weins nach der Tafel vor sie trat und zu ihrer größten Verwunderung sagte: „ma chère, seule, unique amie!"

147.

1798, um Jahresmitte.

Gesprächseigenheit.

„Klarheit" ist jetzt das Lieblingswort von Goethe.

148.

1798, Ende Auguſt oder Anfang September.

Mit Jean Paul Friedrich Richter.

a.

Apropos! ich war auch bei Goethe, der mich mit ganz ſtärkerer Verbindlichkeit und Freundlichkeit aufnahm, als das erſte Mal. Ich war dafür freier, kühner und weniger Gefühl, und darum in mich gegründeter. Er fragte mich nach der Art meiner Arbeiten, weil es völlig ſeinen Kreis überſchritte, wie mir Fichte gefallen. Auf letzteres: „Er iſt der größte neuere Scholaſtiker — zum Poeten wird man geboren, aber zum Philoſophen kann man ſich machen, wenn man irgend eine Idee zur transſcendenten, fixen macht. — Die Neueren machen das Licht zum Gegenſtand, den es doch nur zeigen ſoll.“ — Er wird nach ſechs Monaten den „Fauſt“ vollenden; er ſagt: Er könne ſechs Monate ſeine Arbeit vorausſagen, weil er ſich zu einer ſolchen Stimmung durch geſcheidte leibliche Diät vorbereite.

b.

Mit Goethe ſtritt ich für Deinen [Chr. Otto's] Satz der Weltfortſchreitung — „Umſchreitung müſſen wir ſagen“ — ſagt er. — A priori folgt's aus der Vorſehung, aber nicht in jedem a posteriori iſt der Fortſchritt zu zeigen, wenigſtens nicht in den galliſchen Fortſchritten.

— Auch die gelesene Wahrheit muß man hinterher erst selber erfinden. Die Gehirnhöhlen sind voll Samen, für welchen das Gehirn erst die Blumenerde und die Treibscherben bildet.

149.

1798, September.

Über Richter.

Auch verschmähte er [Richter] die Genüsse des Lebens so wenig, daß ich [Ludwig v. Wolzogen] ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Goethe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war.

150.

1798, September (?).

Bei Proben zu „Wallenstein's Lager".

Goethes Thätigkeit bei der Inscenirung war unermüdlich. Hofrath Meyer mußte alle möglichen Holzschnitte, welche Scenen aus dem Lagerleben des dreißigjährigen Krieges darstellten, herbeischaffen, um die Gruppen auf der Bühne darnach zu stellen; sogar eine alte Ofenplatte, worauf eine Lagerscene aus dem siebzehnten Jahrhundert sich befand, wurde einem Kneipen-

wirth in Jena zu dieſem Zweck entführt. Goethe leitete das Studium der Schauſpieler und ſtattete an Schiller (nach Jena) genauen Bericht ab; bis zur letzten Probe veränderte Schiller noch dieſes und jenes. Mir [Anton Genaſt] war der Dragoner zugetheilt worden. Eines Tages jedoch ließ mich Goethe zu ſich rufen und theilte mir mit, daß Schiller geſonnen ſei, noch einen Kapuziner in das Lagerleben hineinzubringen, der den Soldaten predigen ſollte; da Schiller dabei um Rath frage, ſo habe er ihm einen Band des Abraham a Sancta Clara geſandt und mich zum Darſteller der draſtiſchen Figur, welche der Kapuziner abgeben würde, vorgeſchlagen. „Da Ihr," ſagte er „viel mit ſolchen Kuttenmännern in Berührung gekommen ſeid, ſo werdet Ihr gewiß den Ton treffen, der zu einem ſolchen Feldpfaffen gehört. Schickt Euren Dragoner in meinem Namen an Benda."

— — — — — — — — — — —

Meinem Collegen Becker hatte Goethe den zweiten Holk'ſchen Jäger zugetheilt. Obgleich Becker von Anfang an mit dieſer untergeordneten Rolle ſehr unzufrieden war und weit lieber den Wachtmeiſter geſpielt hätte, getraute er ſich doch nicht, die Annahme deſſelben zu verweigern, ſo lange ich in Beſitz einer ähnlichen war; kaum hörte er aber von dem mir übertragenen Kapuziner, ſo erklärte er mir auch ſchon, daß er den Jäger nicht ſpielen würde und beauftragte mich als fungirenden Wöchner, dies dem Herrn Geheimen Rath

zu melden. Mir ward nicht wohl bei der Commission, und ich kleidete sie wenigstens in die etwas gefälligere Form einer Bitte meines Collegen. Nichts destoweniger gerieth Goethe in den heftigsten Zorn, bestand darauf, daß Becker die Rolle spielen müsse und setzte hinzu: „Sagen Sie dem Herrn Becker: wenn er sich dennoch weigern sollte, so würde ich die Rolle selber spielen." Becker weigerte sich aber nicht mehr.

151.

1798, October.

Über Theaterzettel.

Bei dieser Vorstellung [von „Wallensteins Lager"] war es, wo nach Goethes Befehl auf dem Komödienzettel zum ersten Mal die Herren, Madames und Demoiselles vor den Namen der Mitglieder wegfielen. Ich [Genast] fragte Goethe um den Grund dieser Anordnung; er meinte: der Name des Künstlers sei genügend, Herren und Madames gäb' es sehr viele in der Welt, aber Künstler sehr wenig.

152.

1798, October.

Mit August Wilhelm Schlegel. Caroline's Brief.

Wilhelm blieb in Weimar zurück, um Goethen zu sprechen, und der ist sehr wohl zu sprechen gewesen, in

der besten Laune über das „Athenäum“ und ganz in der gehörigen über Ihren [Friedrich Schlegel's Aufsatz über] „Wilhelm Meister“; denn er hat nicht bloß den Ernst, er hat auch die belobte Ironie darin gefaßt, und ist doch sehr damit zufrieden und sieht der Fortsetzung freundlichst entgegen. Erst hat er gesagt, es wäre recht gut, recht charmant, und nach dieser bei ihm gebräuchlichen Art vom Wetter zu reden, hat er auch warm die Weise gebilligt, wie Sie es behandelt; daß Sie immer auf den Bau des Ganzen gegangen und sich nicht bei pathologischer Zergliederung der einzelnen Charaktere aufgehalten; dann hat er gezeigt, daß er es tüchtig gelesen, indem er viele Ausdrücke wiederholt und besonders eben die ironischen . . . . . Er hat Wilhelm mit Grüßen für Sie beladen und läßt vielmals um Entschuldigung bitten wegen des Nichtschreibens, eine Sache, die wirklich aus der Geschäftigkeit des letzten Vierteljahrs . . . zu erklären ist. An Wilhelm hat er den ganzen Brief schon fertig dictirt und doch nicht abgeschickt. Auch von [F. Schlegel's Aufsatz im 2. Hefte des „Athenäums“ über das Studium] der griechischen Poesie hat er gesprochen; bei manchen Stellen hätte er eine mündliche Unterredung und Erläuterung dazu gewünscht, um etwa ein längeres und breiteres Licht zu erhalten. Gelesen hat er auch redlich; das kann man ihm nicht anders nachrühmen. Die Fragmente [im 2. Hefte des „Athenäums“] haben ihn ungemein interessirt: Ihr hättet Euch in Kriegsstand gesetzt; aber er

hat keine einzige Einwendung dagegen gemacht, nur gemeint, es wäre eine allzu starke Ausgabe (die Verschwendung wäre doch zu groß, war der pivot seines allgemeinen Urtheils)*) und es hätte sollen getheilt werden. Wilhelm hat ihm geantwortet: in einem Strich ließe sich's freilich nicht lesen; da hat er so etwas gemurmelt, als: das hätte er denn doch nicht lassen können; es wäre denn doch so anziehend.

153.

1798, Herbst (?).

Mit Amalie v. Imhoff.

Fräulein v. Imhoff wurde von Goethe in sein vielbekanntes Gartenhaus am weimarischen Parke eingeladen, wo sie ihm an einem Nachmittag in Gegenwart von Frau von Stein ihr idyllisches Gedicht [„Die Schwestern von Lesbos"] vortrug. Nachdem sie mit zaghaftem Gemüth den ersten Gesang gelesen hatte, spricht ihr Goethe sofort seinen Beifall aus und fügt die Worte hinzu: „Und wie richtig und wohlklingend sind auch schon die Hexameter gemacht!" Da bricht das junge Fräulein erschrocken und verwundert in die Worte aus: „„Wie denn, Excellenz? Sind denn das Hexameter?"" Da kann er sich des lauten, frohen

*) [Die Parenthese ist Zusatz W. Schlegel's.]

Lachens nicht enthalten und ruft aus: „Nun, da sieht man, wie es geht! Unsereiner quält sich, diese Verse herauszubringen und das Kind macht sie.“

154.

1799, Anfang (?).

Mit Wieland.

Goethe äußert gegen Wieland, daß die ursprüngliche einzige vis comica in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnisse liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne.

155.

1799, Anfang.

Über einen Tiger.

(19. Januar 1799.) Ich [Böttiger] fahre mit Bertuch nach Belvedere. . . . . Im Wagen: Goethe will eine Biographie des Tigers schreiben, dessen gefrornen Cadaver der Herzog aus Nürnberg bekommen hat. Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethes . . . wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten.

156.

1799, 16. Januar.

Mittagsmahl bei Goethe.

a.

Nach Tiſche wird die Aldobrandiniſche Hochzeit aufgezogen, unter ſchöner Beleuchtung von dem, gegenüber auf den Dächern liegenden Schnee. Goethe äußert dabei die Muthmaßung, daß vielleicht der Maler, der eine etwas frechluſtige Compoſition machen wollte, die Hauptfiguren der pronuba und der nova nupta nach einem Gemälde des Echion, das Plinius (XXXV, 10) nova nupta, verecundia notabilis nennt, copirt, das andere aber aus verſchiedenen Stücken componirt habe.

— — — — — — — — — — —

Goethes Witz über Gerning: er nehme die Königinnen nicht inacht; die Syrakuſaniſche Königin Philiſtis ſei ihm abhanden gekommen.

b.

Als ich [Jean Paul] zu einem Diner bei Goethe geladen war, Schiller zu Ehren, nebſt Herder — der ihm aber nicht ein Ölblatt, geſchweige einen Ölzweig des Friedens, den Goethe gern ſchlöſſe, reichte — wurd' ich und Herder zu Goethes Einfaſſung gemacht: ich der linke Rahmen, und er der rechte. Hier ſagte mir Goethe, der nur allmälig warm werden will — ſo iſt er gegen Schiller

so kalt, wie gegen jeden —: er habe seinen „Werther“ zehn Jahre nach dessen Schöpfung nicht gelesen, und so alles; wer wird sich gern eines vorübergegangenen Affects, des Zorns, der Liebe u. s. w. erinnern.

157.

1799, 21. Januar.

Bei Eleonore Freifrau v. Kalb geb. v. Ostheim.

Noch in keinem Jahre stritt ich [Jean Paul] so viel; mit Schiller neulich bis um zwölf Uhr nachts und mit ihm und Goethe bei der Kalb. Ich bin jetzt kecker, als je und sagte Goethen etwas über das hiesige Tragische (Böttiger, alles lobend, lobte mich auch darüber: „wir denken alle dasselbe, aber es hat's ihm noch keiner gesagt“), worüber er empfindlich eine Viertelstunde den Teller drehte: aber Wieland .... sagte: so wär's recht und ich gewänne ihn dadurch; wir würden noch die besten Freunde werden; „Goethe hat mit Respect von Ihnen gesprochen.“

158.

1799, Januar (?).

Mit Wieland.

Goethe erklärt sich stark gegen die, welche Weimars Gemeinvortheil verrathen. — Wieland sagte einst zu ihm: „Aber wie könnte ich mich nur so ekelhaft loben

lassen, wie es die Schlegel thun?" Antwort: „„Man muß sich das ebenso gefallen lassen, als wenn man aus vollem Halse getadelt wird."" — Wieland mißbilligt Macdonald's blinden Eifer gegen die Kantische Philosophie. .... „„Ihm [Fichte] brandert es schon,"" sagte Goethe, „„darum schreit er schon vom Scheiterhaufen.""

159.

1799, Ende März (?).

Mit Henrich Steffens.

Nachdem Steffens erzählt, daß er sich beim ersten Zusammentreffen mit Goethe von diesem für zurückgesetzt gehalten und darauf schroff abgewehrt habe, mit ihm wieder zusammengebracht zu werden, fährt er fort:

Die Familie des berühmten Anatomen Loder gehörte auch zu denen, die mich freundlich aufgenommen hatten. Sein Geburtstag nahete und man wünschte diesen Tag durch ein Schauspiel zu feiern; man wählte den „Schauspieler wider Willen", und meine große Beweglichkeit erweckte die Vermuthung, daß ich wohl fähig wäre, die Hauptrolle zu übernehmen. .... Die Hauptrolle enthält bekanntlich eine Menge declamatorischer Stellen aus Iffland'schen und Schiller'schen Stücken. .... Die Tage der Proben gingen vorüber, wir waren zur Generalprobe versammelt — da trat auf einmal Goethe herein. Er hatte freundlich, wie er bei solchen Gelegenheiten immer war, versprochen, die

Generalprobe zu leiten; mir hatte man es verborgen gehalten. Nachdem er die Frauen begrüßt hatte, ging er auf mich zu, sprach mich freundlich und gütig als einen Bekannten an. „Ich habe" — sagte er — „lange erwartet, Sie einmal in Weimar bei mir zu sehen; ich habe vieles mit Ihnen zu sprechen, Ihnen vieles mitzutheilen. Wenn diese Tage verflossen sind, werden Sie mich, wie ich hoffe, begleiten." Wer war glücklicher, wie ich. Es war mir, als wäre ich jetzt erst heimisch geworden in Jena. Ich jubelte, und der frohe Jubel einer übermüthigen Stimmung ergoß sich in mein Spiel. Hier und da gab Goethe einen guten Rath, und mir schwebten auf eine wunderbar heitere Weise die dramatischen Auftritte in „Wilhelm Meister" vor der Seele, die sich nun hier durch den großen Verfasser zu verwirklichen schienen. Als ich die Stellen aus den Schiller'schen Stücken declamirt hatte, trat Goethe freundlich auf mich zu. „Wählen Sie doch" — sagte er — „andere Stücke: unsern guten Freund Schiller wollen wir doch lieber aus dem Spiele lassen." Es war seltsam, daß weder ich noch die Mitspieler etwas Anstößiges bei dieser Wahl gefunden hatten. Indessen erbot ich mich auf der Stelle, Kotzebue zu wählen statt Schiller.

160.

1799, 16. April (?).

Mit Richter.

Auf die leere Seite will ich [Caroline Schlegel] gleich noch etwas Amüsantes setzen, das uns Schelling diesen Mittag zum besten gab, wie ihm Goethe einmal beschrieben, daß er mit Jean Paul einen ganzen Abend Schach gespielt, figürlich. Der hat nämlich ein Urtheil über ihn und seine Gattung herauslocken wollen und ihn nach Goethes Ausdruck auf den Sch—dr— führen wollen, hat einen Zug um den andern gethan, von Yorik, von Hippel, von dem ganzen humoristischen Affengeschlecht — Goethe immer nebenaus. Nun, Du [Wilhelm Schlegel] mußt Dir das selbst mit den gehörigen Fratzen ausführen, wie Jean Paul zuletzt in die höchste Pein gerathen ist und sich schachmatt hat nach Hause begeben. Einen durchtriebnern Schalk giebt es auf Erden nicht, wie den Goethe, und dabei das frömmste Herz mit seinen Freunden.

161.

1799, zweite Hälfte des Mai.

Mit Schiller.

Zu Ihrer [Johann Friedrich Unger's] Sammlung von Romanen werde ich gern meinen Beitrag geben, sobald sich Stoff und Stimmung zu einer solchen Arbeit

bei mir findet und habe daher auch nichts dagegen, wenn Sie mich unter der Zahl derer, die dazu beitragen wollen, nennen. Ein Gleiches trägt Goethe mir auf, Ihnen zu versichern.

162.

1799, um 23. September.

Mit Ludwig Tieck.

Den „Zerbino" lernte er [Goethe] kennen. Er schenkte den ernsten Charakteren und den lyrischen Partien vollen Beifall und forderte Tieck auf, diese zusammenzuziehen und zu einem Ganzen abzurunden, welches alsdann auf der weimarischen Bühne dargestellt werden sollte. Obgleich es Goethe war, von dem dieser Vorschlag ausging, konnte sich Tieck doch nicht entschließen, darein zu willigen; beide Theile, der satirische wie der dichterische, gehörten unmittelbar zusammen, sie gewännen erst durcheinander ihre Bedeutung. Ein Streichen des einen Theils würde einem Zerstören des Ganzen gleichgekommen sein.

163.

1799, 4.—7. December.

Mit Tieck.

Tieck erzählte [Goethen] von seinen Studien des Shakespeare und dessen Zeitgenossen. Dies führte auf Ben Johnson. Er schilderte dessen durchgehenden Gegen-

satz gegen Shakespeare und endete mit der Frage, ob Goethe nicht einen Versuch mit dem sonderbaren Schriftsteller machen wolle. Da Goethe bereitwillig darauf einging, schlug er ihm den „Volpone" vor und überbrachte ihm die Folioausgabe. Als er ihn nach einiger Zeit wieder besuchte, hatte Goethe das empfohlene Drama soeben durchgelesen. Das Buch lag noch vor ihm. „Hören Sie, verehrter Freund!" rief er ihm besten Humors entgegen, indem er mit der Hand auf den Deckel des Buches schlug, „das ist ja ein ganz verfluchter Kerl! Ein wahrer Teufelskerl!" Tieck sprach seine Freude aus, daß seine Empfehlung sich bewährt habe. „Ja, das ist ein Schwerenothskerl!" fuhr Goethe mit derselben Handbewegung fort, „was hat der für Kniffe im Kopfe!" Auf die Frage, ob er nicht noch einiges andere lesen wolle, um ihn ganz kennen zu lernen, antwortete er abwehrend: „Nein, verehrter Freund, nun ist es genug! Nichts weiter! Ich kenne ihn jetzt, und das reicht hin."

164.

1799, 5. und 6. December.

Mit Tieck.

Tieck hatte die „Genoveva" vollendet und sie den Freunden mitgetheilt; jetzt kam die Gelegenheit, das Gedicht auch ihm [Goethen] vorzulesen. Goethe wohnte

auf dem Schlosse. Da der erste Abend nicht ausreichte, so konnte die Vorlesung erst am folgenden beendet werden. Aufmerksam und theilnehmend war Goethe ihr gefolgt; er sprach sich wohlwollend und anerkennend aus. Dann wandte er sich zu seinem neunjährigen Sohne, der am zweiten Abend zugegen war. Indem er ihm mit der Hand über das Haar hinstrich, sagte er: „Nun, mein Söhnchen, was meinst Du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat? Ist das nicht recht wunderbar?“ — Einige Einwendungen, welche Goethe machte, wurden später berücksichtigt.

165.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Heinrich Eberhard Gottlob Paulus.

Dieses Vielthätigsein [Goethes] war möglich, weil, wie wir von ihm selbst hörten, er wie ein Gesetz befolgte, was Amt und Geschäftsaufträge betraf, immer zuerst abzumachen, alsdann aber dem, wozu ihn der Geist trieb, mit ungetheilter Fertigkeit sich ganz hinzugeben.

Zu allen diesen Tendenzen kam in Goethe fortwährend, aber mehr wie eine problematische Unterhaltung und nicht eigentlich als Beschäftigung eine gegen hyperphysische Selbsttäuschung des damals gepriesenen

„absoluten Speculieren“ sehr behutsame Aufmerksamkeit hinzu. Für Ahnungen über das Übermenschliche hatte Goethe eine erhebende, staunende Andacht in sich. „Wie jenes Übersinnliche gleichsam von oben her mit unserer Natur und Naturphilosophie zusammenhängt, dies“ — rief er mir einmal zu — „ist die Frage.“ Aber sein ahnendes Denken war mit der besonnensten Scheu vor allen Dogmen als Behauptungen verbunden, besonders, wenn man das Praktische darnach oder dagegen reguliren zu wollen fürchten ließ.

— — — — — — — — — — —

Goethe stimmte mit der von dem abstractesten Philosophen [Spinoza] nicht zu erwartenden Weltanschauung überein, wie sie von diesem im tractatus theologico-politicus auf das sogenannte alte Testament angewendet ist.

Was das Hinüberblicken in das absolute Hyperphysische in der Philosophie betrifft, so wollte Goethe die Philosophen von Profession darüber, wie er zu sagen pflegte, „gerne gewähren lassen, soviel sie könnten“. Er ließ als Zuhörer gerne sie sich aussprechen, auch, wenn sie, wie Schelling, es gleichsam als etwas ihnen ausschließlich offenbar Gewordenes im Besitz und Verschluß zu haben, die Miene machten.

Goethe sagte oft wünschend und hoffend: „Je mehr man sich an dem Speculiren über das Übermenschliche trotz aller Warnungen Kant's vergeblich abgemüht haben wird, desto vielseitiger wird dereinst das Philo-

sophiren zuletzt auf das Menschliche, auf das geistig und körperlich Erkennbare der Natur gerichtet und dadurch eine wahrhaft so zu benennende Naturphilosophie erfaßt werden."

Was die mathematischen und physikalischen Vorkenntnisse betraf, schätzte Goethe, wie er dies mir mehrmals sagte, Hegel mehr, als Schelling.

166.

Aus den neunziger Jahren (?).

Mit Iffland.

Als der noch junge Schauspieler Friedrich Ludwig Schmidt Iffland gefragt hatte, ob er ihm Gastspielreisen anrathe, antwortete dieser:

Sie werden bei dem Reisen verlieren — gewinnen, und, wie Goethe sagt: „ob man Erbsen zählt oder Linsen, es kommt auf eins heraus."

167.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Schauspielern.

Nie gab er seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die ältern Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte; z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment

so gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.“ Den jüngern gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das so, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen.“

168.

Aus den neunziger Jahren.

Mit Maria Körner geb. Stock und Dorothea Stock.

Da unsere Bekanntschaft [mit Goethe] aus sehr früher Zeit datirt, als er Student in Leipzig und ich ein Mädchen von sechs Jahren war, hat er mich und meine Schwester in gutem Andenken behalten und hört es gar zu gern, wenn „les enfants terribles“, wie er uns nennt, ihm aus seinem Studentenleben erzählen.

[Zu vergleichen Nr. 2.]

169.

1800, 26. Februar (?).

Mit W. G. Gotthardi.

Ein glückliches Ohngefähr wollte es, daß ich die persönliche Bekanntschaft dieses Goethe zu machen gewürdigt wurde.

Ja, nicht bloß unzähligemal hab' ich ihn gesehen

außer und in dem Theater; er machte mich zu seinem „kleinen Freund“, wie er mich zuweilen scherzend nannte. Sie vermittelte sich, diese Freundschaft, als ich eines schönen Abends in ebendemselben Theater, wo ich außer dem „Rochus Pumpernickel“ auch manche andere heitere und ernste Stücke aufführen sah, und von derselben breiten einfach bretternen Brüstung der Loge des alten Herrn, auf welcher ich in der erstgenannten Posse zum ersten Mal gesessen hatte, wohlgemuth und spannungsvoll auf die Breter da vorn lugte, welche die Welt bedeuten. Es wurde, um diplomatisch zu erzählen, die Salieri'sche Oper „Tarare“ („Axur“, Text von Beaumarchais) gegeben. Da, als der zweite Act begonnen hatte, die Jagemann (Astasia) in ihrem großen verzweiflungsvollen Recitativ begriffen war und mir Thränen jammervollen Mitleids abzwang, — da plötzlich knarrt die Logenthür in den Angeln und öffnet sich . . . . . Goethe trat in die Loge. In so nahen Gesichtskreis war der „Geheimrath“ mir noch nie gekommen. . . . . Goethe erblicken und zitternd zum Sprung herunter mich anschicken war eins. Da erfaßt meinen Arm eine starke Hand — die seine. Entsetzen erfaßt mich. „Bleib getrost, mein Sohn! Wir beide haben Raum genug. Wer wird den andern ohne Noth verdrängen!“ tönt — noch heute hör' ich sie — alsbald eine volle ruhige Stimme mir ins Ohr — die seine. . . . . Und als ich mich jäh umwandte, ruhete sein großes, dunkles, wundervolles Auge liebreich und

warm auf dem bepurpurten Antlitz des bewegten Knaben. Den Blick werde ich nie vergessen, nie jene Worte; keine hab' ich fester behalten wie sie. . . . . Er reichte mir sein Textbuch zum Mitnachlesen und bald entspann sich eine Unterhaltung, in deren Verlauf er, der große Mensch, dem kleinen seine winzig kleine Lebensgeschichte antheilvoll entlockte. . . Wer war glücklicher, als der Knabe? Und noch oft nahm er den Platz ein, noch oft in unmittelbarer Nähe des Eigners, der ihn, neben steter freundlicher Ansprache mit Erkundigung nach den Fortschritten in den Schulwissenschaften, auch materiell mit manch Stücklein Kuchen, hin und wieder auch einem Glas Wein aus seinem Flaschenkorb erquickte. Denn Goethe liebte es, zuweilen einen Vorrath kalter Speise und Weins in seiner Loge bereit zu halten, mehr für andere, deren — Einheimische und Fremde von Bedeutung — er nicht selten auch dort empfing.

170.

1800, erste Hälfte des Mai.

Über Schelling's Zerwürfniß mit der „Allgemeinen Literaturzeitung".

Goethe hat in Leipzig über die Sache fast nur leicht und lustig gesprochen; Ihre [Schelling's] Schrift [gegen die „Allgemeine Literaturzeitung" in der „Zeitschrift für speculative Philosophie"] hat er im Ganzen sehr gelobt, doch gemeint, manches darin fordere Leser,

die ſchon auf dem wahren Punkte ſtänden und ſei für die Wirkung nach außen noch nicht überzeugend genug vorgetragen. Unter anderm wünſchte er, die Wendung mit dem Widerwillen wäre nur einmal gebraucht worden.

171.

1800, Mai (?).

Über Heinrich Vohs.

Unſerm Vohs . . . hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugetheilt. Bei der erſten Theaterprobe war er ſeiner Aufgabe noch gar nicht ſo mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und ſelbſt die lauteſte Hülfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen ſeines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung ſtand und man ſeine Reizbarkeit kannte, ſo machten Dichter und Director gute Miene zum böſen Spiel, und keine Rüge erfolgte ob der Nachläſſigkeit. Dieſer ſtörende Übelſtand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe ſchwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit ſeiner mächtigen Stimme: „Herr G'naſt!“ (Goethe liebte es, meinen Namen zu apoſtrophiren), „verfügen Sie ſich zu mir herab!“ Er, Schiller und Meyer ſaßen im Parterre und der zweite Act war eben zu Ende. „Was iſt denn das mit dieſem Herrn Vohs?“ fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von ſeiner Rolle, wie will er denn den Macbeth

spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und vor dem Publikum blamiren? Man sistire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen." Schiller suchte Goethes Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über diese Klippe hinwegführen würde; denn die Auffassung des Charakters sei vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schiller's bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte mich aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben.

[Hier walten Verwechslungen ob: bei den Proben zum „Macbeth" und noch bei der ersten Aufführung war Goethe in Leipzig.]

172.

1800, 14. Juli.

Mit Tieck.

Seiner [Tieck's] Meinung nach verdienten manche [Weimarer] Schauspieler nicht den Ruf, in welchem sie standen. Graff's Pathos unterschied sich wenig von dem verrufenen tragischen Gurgelton. Jetzt wohnte er an Goethes Seite einer Vorstellung der „Maria Stuart", die soeben auf die Bühne gebracht worden war, bei. Auch diesmal konnte er nicht anderer Meinung sein. Den

künſtleriſchen Inſtinkt, welchen er an Fleck bewunderte, fand er hier nicht wieder. Alles war auf ein gewiſſes durchſchnittliches Mittelmaß zurückgeführt. Ein ihm aus Berlin bekannter Schauſpieler [Cordemann] gab den Leiceſter in ſo ungeſchickter Weiſe, daß er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, wie dieſer das Ganze entſchieden ſtöre. „Ich kann es nicht finden," antwortete Goethe trocken; „er thut ſeine Schuldigkeit gleich allen andern."

173.

1800, Anfang Juli.

Mit Schiller.

Das Mädchen von Orleans iſt der Stoff, den ich bearbeite. . . . . Auf das Hexenweſen werde ich mich nur wenig einlaſſen, und ſoweit ich es brauche, hoffe ich mit meiner eigenen Phantaſie auszureichen. In Schriften findet man beinahe gar nichts, was nur irgend poetiſch wäre; auch Goethe ſagt mir, daß er zu ſeinem „Fauſt" gar keinen Troſt in Büchern gefunden hätte. Es iſt derſelbe Fall mit der Aſtrologie: man erſtaunt, wie platt und gemein dieſe Fratzen ſind, womit ſich die Menſchen ſo lange beſchäftigen konnten.

174.

1801, Anfang.

Mit Heinrich Schmidt.

Ich beschloß, mich dem Theater zu widmen, jedoch nicht, ohne vorher den Rath einsichtsvoller Männer darüber erforscht zu haben. Wie konnte ich aber in Weimar über die Wahl dieser Männer anstehen! Lebte nicht Schiller da und hatte er mich nicht freundlich aufgenommen? An ihn wandte ich mich und wagte es, ihn um seine Meinung zu bitten. Der sorgsam bescheidene Mann wollte es nicht allein auf sich nehmen und versprach, mit Goethe darüber zu sprechen. . . . . Bald darauf erhielt ich auch wirklich eine Einladung, zu Schiller zu kommen. Es war eines Sonntags Nachmittags um 5 Uhr. Auch Goethe kam. Ich las einiges vor: einen Monolog und einige Scenen aus „Leben und Tod König Johanns" von Shakespeare. Goethe sprach sich dann weitläufig und, was noch mehr, mit augenscheinlicher innerer Anregung über den Schritt aus, sich dem Theater zu widmen, und wandte dann das Ausgesprochene auf mich an. Wenn er auch, meinte er, hier Verständniß des Dichters, entsprechende Äußerlichkeit, gutes Organ zugeben wolle, so könne er doch zwei Besorgnisse nicht umgehen, nämlich daß mich, wenn ich jetzt so unvorbereitet in die Welt träte, das Leben selbst in seine magischen Kreise und somit von

der Neigung und Liebe zum nachgespiegelten hinwegziehen würde, und doch würde ich der Nachhülfe dieser Neigung und Liebe noch sehr bedürfen, um auf dem Wege zum Ziele zu beharren, da er mir dadurch sehr erschwert werden würde, daß mir Nachahmungstrieb und Nachahmungsgabe, worauf jetzt noch die Schauspielkunst hauptsächlich mit begründet sei, gänzlich abzugehen scheine. Er verbreitete sich noch umständlicher darüber und verließ uns hierauf, um zu den Frauen, wie er sagte, in das anstoßende Zimmer hinüberzugehen. Während dessen war der höchst liebens- und verehrungswürdige Schiller treulich und angelegentlich bemüht, mir noch näher zu erklären, was Goethe gemeint und geäußert hatte, doch ohne sich irgend einen Zusatz zu erlauben.

— — — — — — — — — —

Als Goethe zurückgekommen, ertheilte er mir für den Fall, daß ich nun noch bei meinem Vorsatz beharren wollte, die höchst willkommene Erlaubniß, zweimal die Woche zu ihm zu kommen und mit ihm eine auswendig gelernte Rolle durchzugehen.

175.

1801, Anfang.

Mit Schmidt.

Ich sprach [den berühmten Monolog aus „Hamlet"] wieder nach der Schlegel'schen Übersetzung und hatte dabei die Stellung angenommen, daß ich die rechte

Hand an das Kinn legte, während die linke Hand den rechten Arm, an der Spitze des Elnbogens herabhängend, unterstützte. Goethe äußerte sich nicht mißbilligend über diese Stellung: auch tadelte er nicht, daß ich den größten Theil des Monologs dabei beharrt hatte; denn dieses Beharren des Schauspielers in einem Gest theile dem Zuschauer das Gefühl einer gewissen Ruhe und Sicherheit mit, das jeder Darstellung wohl zustatten komme, und sei bei tragischen Rollen insbesondere von größerer Wirkung als das öftere Wechseln der Stellung und der Gesten, wenn diese nicht durch besondere Ursachen etwa bedingt würden. Doch müsse ich nicht glauben, daß ich nun durch Wahl und Ausführung der angegebenen Stellung dem Ziel, dem Auge ein gutes Bild vorzurücken, viel näher gekommen sei, wenn nicht alles und jedes miteinander übereinstimme. Hier sei z. B. die Hand unter dem rechten Elnbogen jetzt in eine Faust zusammengezogen, was jedoch gegen alle Regel der Schönheit sei. „Die Hand muß so gehalten werden!" sagte er und streckte mir dabei seine Hand hin, von der er die mittelsten zwei Finger etwas auseinanderhielt, die letzten aber außerdem etwas gebogen herabhängen ließ. „So ist sie harmonisch mit dem Ganzen, in der rechten Form und anmuthig zugleich; doch sie so zu biegen und zu gestalten sieht leichter aus, als es ist. Nur langer Umgang mit der Malerei, mit der Antike insbesondere, verschafft uns eine solche Gewalt über die Theile des Körpers; denn

es gilt hier nicht sowohl Nachahmung der Natur, als ideale Schönheit der Form. Bei Veränderung der Stellungen und Geberden ist vorzüglich zu beobachten, daß sie vorbereitet und langsam geschehe, nicht etwa mitten in der Rede, wobei immer Mäßigung hauptsächlich zu empfehlen ist, damit man zur Steigerung der Effecte Ausdauer gewinnt." Besonders empfehle er mir, den obern Theil des Arms so ruhig, als möglich zu halten, sowie mit dem Arm nicht den Körper zu decken und ihn dadurch gleichsam zu durchschneiden. Der Körper muß immer möglichst frei und zwei Drittheile dem Publikum zugekehrt bleiben, damit alles Profilspiel vermieden werde. Um sich Geberdenspiel zu erwerben und das Spiel der Arme gelenksam und bezeichnend zu machen, empfahl er bei Übung der Rolle gegen einen Spiegel gekehrt zu sprechen, wobei der Schauspieler jede unrichtige Bewegung bemerken und die passendsten Gesten wählen könne, vorausgesetzt jedoch, daß er vorher seine Aufgabe, seinen Charakter gut durchstudirt habe. Übrigens gab er mir den Rath, auch im Lebensverkehr nie die Haltung und das Geberdenspiel aus dem Auge zu verlieren, sondern immer an mir zu beobachten; denn dies erleichtere die Aufgabe auf der Bühne außerordentlich. Besonders müsse man bei einem Monolog daran denken, daß man nun allein im Rahmen stehe und daher dem Auge des Zuschauers auch allein ausgesetzt sei. In Bezug auf die Declamation dieses Monologs

traf Goethes erste Bemerkung die Stelle der Übersetzung:

> Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
> Auf's innigste zu wünschen.

„Das ist ganz gefehlt! Setzen Sie ein „„sind"" dazu, wenn es nicht dasteht; denn das Erste von der Bühne herab ist Verständlichkeit; daher ist die vollständige Aussprache jeder Silbe, umsomehr jedes erforderlichen Wortes nöthig. Nichts darf dem Zuhörer vorenthalten werden, damit er hauptsächlich verstehe, was zu verstehen ist." Besonders warnte er vor allem Dialect, wobei er die dem Sachsen eigene offene Aussprache des e, wie geben, leben (in Sachsen oft wie gäben, läben) als ihm besonders gehässig bezeichnete. Vor allem aber solle anfänglich die Rolle, bevor sie gelernt werde, recht langsam und bestimmt gesprochen und dabei der Ton so tief als möglich gehalten werden, um für die Steigerung auszureichen. Beim Auswendiglernen derselben sei vorzüglich darauf zu sehen, daß es nicht mit falscher Accentuation u. s. w. geschehe; daß jedes Wort richtig, dem Sinn gemäß gesprochen werde; denn sonst werde der Vortrag und die Aussprache immer fehlerhaft bleiben.

176.

1801, 10. April.

Über Gerning's „Säculargedicht".

Gerning war noch Freitag bei Goethe und Wieland und hat's dort vorgeleſen. Da fand Goethe, daß des großen Schiller's dramatiſche Kunſt nicht gefeiert worden iſt, daß Kant's große Wirkung nicht genannt worden iſt, und daß der Vers „Wenn nicht nannte die Muſe ꝛc." zu hart wäre ꝛc. Das meinte auch Gerning. Die Änderung des letzten Verſes aber ließen wir [Herders] nicht geſchehen; gerade das Steigen hebt den Namen Herder noch höher; ich ließ es durchaus nicht zu. Am Schiller wurde folgendes gezimmert:

Schiller's Lied ertönt am Altar der Muſen,
Wo ihm Weisheit, Kunſt und die höchſte Dichtkunſt,
Jede den Kranz flicht.

Kant blieb — er konnte nicht höher gefeiert werden; — es war ganz im Sinne des großen Urtheils über ihn*) — und Goethe iſt zu beklagen, daß er's nicht verſtanden hat. Schiller und Niethammer müſſen's ihm erſt erklären.

*) In Herder's „Metakritik."

177.

1801, Ende Mai.

Über Fichte.

Wir haben für den „sonnenklaren [Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie“ von Fichte] ein Motto aufgefunden:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sonne Licht,
Leser, nur an meiner Wahrheit
Und an Deiner Dummheit nicht.

Das Fundament des Einfalls ist von S[chelling], die letzte Zeile von mir [Caroline Schlegel]. S. hat es G[oethen] mitgetheilt, der, sehr darüber ergötzt, sich gleich den „sonnenklaren“ geben ließ, um sich auch ein paar Stunden von F[ichte] maltraitiren zu lassen, wie er sich ausgedrückt hat.

178.

1801, October (?).

Bei Louise von Göchhausen.

Eines Morgens, an welchem sich zufälligerweise außer mir [Henriette Gräfin Egloffstein] nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten, . . . stellte sich auch Goethe ein

und äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, — und doch brachte er nur die extravaganteſten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er — wie man im gemeinen Leben sagt — vom Hundertsten ins Tausendste und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemüthslosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder docirte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffart ergoß, der die Genügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns

den Vorschlag machen: wir sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein paar gescheidte Leute den Anfang machten, dann würden die übrigen schon nachfolgen; — und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den andern mit gutem Beispiel vorangehen wollte. Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige und belachte den Eifer, womit er die andern anwesenden Damen aufforderte: jede von ihnen möge gleichfalls einen poursuivant d'amour erwählen: denn unser Verein müsse nach der wohlbekannten Minnesängersitte eine cour d'amour bilden und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwangslosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsre Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Mißgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte „gute Dame" nicht schon

längſt an unzarte Behandlung gewöhnt geweſen. . . . Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, daß ſie ſogleich in ſeinen Vorſchlag einging und mit der ihr eigenen komiſchen Manier erklärte: ſie ſei bereit dem Aufruf Folge zu leiſten, da ſie mit Gewißheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen ſchönen Damen möchten nur ihr Heil verſuchen, ob ihnen ebenſo dienſtwillige Narren zu Gebote ſtehen würden, als ihr.

Goethe nahm dieſe humoriſtiſche Erklärung mit dem lebhafteſten Beifall auf und begab ſich ſogleich an den Schreibtiſch unſerer gefälligen Wirthin, wo er in der größten Geſchwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improviſirte:

Erſtlich ſollte die zu errichtende Geſellſchaft aus lauter wohlaſſortirten Paaren beſtehen, die Verſammlung derſelben wöchentlich einmal, Abends nach dem Theater im Goethiſchen Hauſe ſtattfinden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Eſſen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubniß ertheilt, einen Gaſt mitzubringen, jedoch nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß dieſer allen Theilen gleich angenehm und willkommen ſei.

Drittens dürfe während des Beiſammenſeins kein Gegenſtand zur Sprache kommen, der ſich auf politiſche oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und letztens sollten die gegenseitig erwählten Paare nur so lange zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündniß verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der milderen Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten oder gegen neue zu vertauschen.

179.

1801, 8. November.

Mit Friedrich Schelling.

Goethe war . . . noch bis heute hier [in Jena]. Gestern Abend habe ich bei ihm zugebracht, wobei er viel Spaß machte. Unter anderm sagte er: „Der Schlegel'sche Almanach, soviel ich merke, schleicht sich überall gut ein, trotz der bösen Namen, die vorn stehen" [A. W. Schlegel und L. Tieck]. — Nur zu viel Blut und Wunden seien für ihn darin. Das Heidenthum steckt ihm zu fest in den Gliedern. — Mit der „Jungfrau von Orleans" hat er sich sehr gequält, nicht zu sagen, wie sie sei. Unter anderm sagte er, daß sie den Frauen sehr gefalle, weil es einmal keine H—, sondern eine Jungfrau sei. — Denken Sie, daß die [auf der Weimarer Kunstausstellung von 1801 auf Preisausschreiben eingereichten] Flußgötter keinen Preis erhalten, der aber für Achill auf Skyros

zwiſchen Hoffmann und Rahl getheilt wird. So haben wir wenigſtens beſtimmt hören müſſen; er ſelbſt hat es mir nicht geſagt. Den Schadow wollte er hier auch ſchinden, wie er ſagte, (dies für Sie [W. Schlegel]); es iſt aber, ſoviel ich weiß, nicht dazu gekommen. Tieck's Portrait hat er ſehr gelobt; Loder, der es bei ihm ſah, wollte über die Ähnlichkeit ganz närriſch werden.

180

1801, November.

In der cour d'amour.

In gewiſſer Hinſicht war es . . . jedem . . , der unſern Zuſammenkünften niemals beigewohnt, zu verzeihen, wenn er ſich eine falſche Vorſtellung von den dort obwaltenden Zuſtänden machte, da ſelbſt die Mehrzahl der Mitglieder unſers Vereins in der Erwartung der Annehmlichkeiten, die uns zutheil werden ſollten, ſich getäuſcht ſahen, indem wir ſtatt der verheißenen poetiſchen Freiheit und Zwangsloſigkeit mit Gêne und Steifheit umgeben waren, welche Goethes pedantiſches Weſen herbeiführte. Alles mußte nach ſeiner Vorſchrift mit feierlicher Förmlichkeit gethan werden; ohne ſeine Erlaubniß durften wir weder eſſen oder trinken, noch aufſtehen oder uns niederſetzen, geſchweige denn eine Converſation führen, die ihm nicht behagte.

181.

1801, Ende December (?).

Über Kotzebue's Ausschließung aus der cour d'amour.

a.

Da es für die höchste Auszeichnung galt, einer Gesellschaft einverleibt zu sein, in welcher der Dictator von Weimar präsidirte, . . fühlten sich auch die meisten Ausgeschlossenen tief verletzt, insbesondere Kotzebue, der sich . . . geschmeichelt hatte, es müsse ihm gewährt werden, was anderen versagt blieb, und zur Erreichung dieses Vorzugs seine Gönner und Freunde in Bewegung setzte, vor allen Anderen aber Böttiger, der die rechte Hand der Göchhausen war. Der dienstwillige Böttiger bot gern die Hand dazu, seinen Einfluß auf die Göchhausen geltend zu machen. . . . . Trotz ihrer Klugheit ließ sich die Göchhausen von ihrer Neigung zur Intrigue verleiten, einen Versuch in der Sache zu machen, der jedoch an Goethes Starrsinn und Willenskraft scheiterte. Es erfolgte zwischen beiden eine heftige Scene, worin er der kleinen Dame mit harten Worten ihre Achselträgerei vorwarf und ihr unter Hinweisung auf den 2. Paragraph der Statuten sogar die geringe Gunst versagte, ihren Protegé nur einmal als Gast einführen zu dürfen.

b.

Kotzebue . . mußte dies wohl um so empfindlicher vermerken, da . . . . . Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue'n indeß bald genug wieder zu Ohren kam, seine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es ist nämlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof . . . besteht. . . . Nun hatte Goethe im Scherze einmal gesagt: es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hofe zu Japan aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst einen Zutritt zu verschaffen wisse.

c.

Er [Goethe] gab . . eine Caricatur an: Goethe mit einigen andern . . . wandelt in den Propyläen unter den Säulengängen vornehm gutmüthig herum. Unten hat Kotzebue die Hosen abgezogen und setzt einen Sir Reverence, indem er sehnsuchtsvoll hinanblickend spricht:

Ach, könnt' ich doch nur dort hinein!
Bald sollt's voll Stank und Unrath sein.

[Böttiger bezieht zwar die Mittheilung c auf Kunstverhältnisse, was aber keinen erkennbaren Sinn giebt, während es an der Stelle, an der es hier eingereiht ist, gut paßt. Die Propyläen — mit Beziehung auf die von Goethe herausgegebene Zeitschrift — deuten eben hier nur die Welt an, in der Goethe und seine Gesellschaft sich bewegten.]

182.

1801, Ende December.

Bei Einübung von Schlegel's „Jon".

Goethe hatte die Jagemann [Jon] angewiesen, sich schon zu Anfang des Stückes, wie sie den Tempeldienst verrichtet hat, in die Pforte ebenso zu stellen, wie Apollo zuletzt, und da einige Minuten zu verweilen. Es knüpfte sich dadurch eine Erinnerung des Anfangs sehr schön an den Schluß und verband zugleich Vater und Sohn durch eine stärker auffallende Gleichheit.

183.

1802, 2. (oder 3. ?) Januar.

Über die Aufführung des „Jon".

Goethe hat den größten Fleiß darauf verwendet; . . . . auch habe ich [Schelling] ihn selten oder niemals so erfreut über einen theatralischen Erfolg, so guter Laune gesehen, als die war, in welche ihn dieser Succeß versetzt hat.

184.

1802, Anfang Januar.

Über Kotzebue's „Wirrwarr".

Dem Komödienzettel seh' ich [Caroline Schlegel] es gleich an, daß das Stück von Kotzebue schlecht ist. Goethe hat eins von ihm gelobt, das auch nächstens gegeben wird: „Der Wirrwarr" — nämlich gelobt so in der Art: „wenn man nicht allzu rigoristische Forderungen macht, so kann man ihm die Beleuchtung (?) vielleicht ein klein wenig loben."

185.

1802, 14. Februar.

Über den Aufführungspreis des „Jon".

Das Frankfurter Theater hat gestern angefragt bei Goethe, ob es eine Abschrift des „Jon" erhalten könne und zu welchem Preis. G. wollte nun wissen, ob man Dir erst schreiben solle und Dich den Preis bestimmen lassen; da ich aber glaubte, Du würdest eben auch mit G. darüber berathschlagt haben, so konnten wir dieses ohne Zeitverlust in Deiner Seele. Er ist der Meinung, es der Direction zu überlassen, dann bekomme man am meisten.

[Nach Carolinens Brief vom 22. Februar hat Goethe doch noch 30 Ducaten verlangt.]

186.

1802, 14. und 21. Februar.

Über ein von W. Schlegel eingesandtes Lustspiel.

a.

Wie, mein Herr, Sie haben ein Intriguenstück gemacht und ich weiß nichts davon? Goethe dachte sich gar nicht anders, als daß ich es wissen müsse. . . . Ich [Caroline Schlegel] nahm mich gleich zusammen und redete so zierlich unbestimmt, daß er es gar nicht gewahr wurde und ich alles erfahren, was man mir nicht hat anvertrauen wollen, da ich doch so verschwiegen bin wie der alte Herr kaum. Was Du nun aber zur Strafe nicht erfahren sollst, ist seine Meinung davon, die er doch von sich gegeben hat soviel wie möglich war, indem ich mich auf kein Detail einlassen konnte. Und zum Wahrzeichen sag' ich Dir dieses: obgleich Du gegen ihn es unentschieden gelassen, daß Du dies Stück wirklich gemacht hast, so schließe ich doch aus dem, was er darüber sagte, daß es nicht von Dir ist.

b.

Goethe giebt sich überhaupt recht viel mit dem Theater ab. Da ich nicht weiß, ob er Dir gleich schreibt, so will ich . . . . verrathen, was er ungefähr über das eingesandte Intriguenstück denkt. Erst-

lich hält er es für sehr aufführbar, und er will sehen, daß er die Jagemann dazu anstellt. Es habe den Fehler, daß die Intrigue psychologisch sei, innerlich und nicht sichtbarlich vorgehe. Außerdem aber sei es leicht, grazios und lustig; kurz, er hat es recht gelobt.

187.

1802, Mitte Februar.

Mit Schelling.

Schelling . . hat diesmal Fichtens Wünschen gemäß Goethen den ganzen Hergang von Fichtens Weggang offenbart, worüber dieser denn, bis dahin völlig unwissend, sehr erstaunt ist. Nie zwar habe er sich eingebildet, daß Fichte ohne Rückhalt handle, aber er hat selbst bis dahin geglaubt, es sei von Niethammer und Schelling die Rede, vielleicht noch von ein paar jungen Lehrern.

188.

1802, 11. März.

Über die Änderungen in Kotzebue's „Deutschen Kleinstädtern".

„Ja, „„die Kleinstädter"" wären den Kleinstädtern sehr gefährlich gewesen," sagte Goethe zu Schelling.

189.

1802, 8. April.

Mit Wieland.

Goethe hat mir allerdings am verwichnen Donnerstag einen ebenso unerwarteten, als angenehmen Nachmittagsbesuch gemacht. Wir waren mehrere Stunden vergnügt und traulich und sprachen von mancherlei, aber von allen theatralischen Abenteuern der letztvergangenen Wochen und Monate ne γρῦ quidem. Da K[otzebu]e zufällig erwähnt wurde, sprach er im Vorbeigehen unbefangen und gut von ihm; ebenso unbefangen wurde auch Schlegel's „Jon" und meine Übersetzung des Euripidischen berührt. Überhaupt schien er sich keines Dings, das einer Apologie bedürfte, bewußt zu sein und ich glaube fast, daß dies wirklich der Fall bei ihm ist. Er schien auch gern zu hören, daß ich mich an die „Helena" des Euripides machen wollte, erklärte sie für sein Lieblingsstück und hielt es nicht für unmöglich, daß sie dereinst bonis avibus auf's Theater gebracht werden könnte.

190.

1802, 29. Mai.

Bei Aufführung von F. Schlegel's „Alarcos".

Je näher der zur Aufführung des „Alarcos" anberaumte Tag herankam, desto lebhafter ward die Neugierde, das vielbesprochene und bekrittelte Stück zu sehen, und als es endlich erschien, strömte die halbe Bevölkerung von Weimar zum Theater. . . .

Trotz so vieler Jahre, die seit jenem Tage über meinem Haupte hingezogen sind, sehe ich [Freifrau v. Beaulieu] doch noch jetzt in dem ungetrübten Spiegel der Erinnerung ebenso deutlich wie damals in der Wirklichkeit das überfüllte Schauspielhaus vor mir — mitten im Parterre Goethe, ernst und feierlich auf seinem hohen Armstuhle thronend. . . .

Im Anfange der Vorstellung verhielten sich die Zuschauer völlig passiv; je weiter aber das Stück vorwärts schritt, desto unruhiger ward es auf der Gallerie und im Parterre. . . . . In der Scene, wo gemeldet wird, daß der alte König, den die auf seinen Befehl ermordete Gattin des Alarcos vor Gottes Richterstuhl citirte, „aus Furcht zu sterben, endlich gar gestorben" sei, da brach die Menge in ein tobendes Gelächter aus, sodaß das ganze Haus davon erbebte. . . .

Aber nur einen Moment. Im Nu sprang Goethe auf, rief mit donnernder Stimme und drohender Be-

wegung: „Stille! Stille!“*) und das wirkte wie eine Zauberformel . . . Augenblicklich legte sich der Tumult, und der unselige „Alarcos“ ging ohne weitere Störung, aber auch ohne das geringste Zeichen des Beifalls zu Ende.

191.

1802, 30. Mai.

Nach Aufführung des „Alarcos“.

Als ich [Anton Genast] den andern Tag meinen Rapport an Goethe überbrachte, sagte er zu mir: „Nun, ich bin zufrieden mit der gestrigen Vorstellung, und was die andern Leute dazu sagen, geht mich und Euch nichts an.“ Er sprach das mit großer Gleichgültigkeit aus, aber ich fühlte recht gut heraus, daß ihn die Niederlage verstimmt hatte.

192.

1802, 23. Juni.

Über Johann Daniel Sander und Gattin.

Es würde vielleicht unterhaltend sein von Madame S[ande]r die Höflichkeiten zu vernehmen, die sie und

*) Nach „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“ hätte Goethe gerufen: „Man lache nicht!“ Zwar ist dies dort von der Aufführung des „Jon„ erzählt, aber in zweifelloser Verwechselung mit „Alarcos“, wie auch im folgenden Stück 191.

ihr Gemahl hier [in Jena] und in Weimar von Goethe genoſſen haben. Für uns war es nicht wenig luſtig, es zum Theil mit anzuſehen und zu hören, wie ſie bei Goethes Ankunft in Lauchſtädt ſchon wieder gegenwärtig waren, und er ihn beim Ausſteigen empfing, von ihm aber mit der Äußerung gegen ſeinen Reiſegefährten, daß es ein wahres Zigeunerpack ſei, empfangen wurde — natürlich daß S. das nicht hörte.

193.

1802, 26. Juni.

Im Schauſpielhaus zu Lauchſtädt.

Am 20. Juni ging die Geſellſchaft nach Lauchſtädt, wo das neuerbaute Theater am 26. Juni mit dem Vorſpiel „Was wir bringen“ und der Oper „Titus“ eröffnet wurde.

— — — — — — — — — — —

Goethe hatte ſeinen Platz auf dem Balcon genommen. Nach dem Vorſpiel brachte das Publikum Goethe ein dreimaliges Hoch! indem es ſich erhob und ſeine Blicke nach ihm richtete. Er trat vor und ſprach: „Möge das, was wir bringen, einem kunſtliebenden Publikum ſtets genügen.“ Nach dieſen Worten zog er ſich zurück und kam auf die Bühne, um dem Perſonale ſeine Zufriedenheit mitzutheilen.

194.

1802, Ende Auguſt.

Mit Schelling.

Hofrath Schütz, Herausgeber der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", hatte in Nr. 225 dieſer Zeitſchrift einen, Schelling gröblich verletzenden Aufſatz gebracht, deſſenwegen Schelling Genugthuung nehmen wollte und ſich mit W. Schlegel darüber vernahm.

Daß mit Goethe in dieſer Sache ſehr wenig anzufangen war, haben Sie [W. Schlegel] ſehr richtig vorausgeſehen. Nicht als ob er nicht die ganze Schändlichkeit und Abſcheulichkeit gefühlt, den beſten Willen gezeigt hätte, ſondern weil er verſicherte, in der Sache keinen Erfolg verſprechen zu können. Mein Anſinnen war nämlich, einen unmittelbaren Schritt der Regierung durch ihn zu bewirken. Er verſicherte mich der Schwierigkeit, die er hierbei zu überwinden haben und wahrſcheinlich nicht überwinden würde; er rieth von nichts ab, gab aber nur den einzigen, ſich von ſelbſt verſtehenden Rath, nichts zu unternehmen, wobei man der completten Sache und des zu wünſchenden Erfolgs nicht verſichert ſei.

Das perſönliche Gewicht von Goethe konnte, um etwa die jetzigen Redacteure der „Literatur-Zeitung" zu einer Zurücknahme auf die von Ihnen angegebene, auch von mir gedachte Weiſe zu bewegen,

bei der grenzenlosen und von Ihnen vielleicht selbst nicht so gewußten Unverschämtheit und Infamie des Schütz, die seitdem immer zugenommen hat, nichts fruchten, vielmehr hätte Goethe sich einzig selbst dadurch ausgesetzt.

195.

1802, Ende September.

Mit Gottfried Schadow.

Unser [Schadow's und Franz Catel's] dritter Besuch war bei Herrn v. Goethe, wo uns Meyer gemeldet hatte. Der Bediente fragte, ob G. Schadow dabei sei; er öffnete den Saal und Meyer erschien. Man besah eine Copie Titian's von Bury, illuminirte Blätter aus der Farnesina und eine Büste der Unzelmann. Herr v. Goethe trat auf, schnellen Schrittes. „Sie wollen mir das Vergnügen Ihres Besuches geben," sagte er und befahl, uns Stühle zu geben. Seine erste Frage war nach Zelter's Befinden, von dem ich ihm einen Brief gab, wobei das Gespräch blieb und er wenig sagte. Ich wollte auf was anderes kommen und benahm mich ungeschickt, indem ich fragte, ob er verstatten würde, mit dem Zirkel die Maße nehmend, seinen Kopf zu zeichnen? Dies sei bedenklich, sagte er; denn die Herren Berliner wären Leute, die daraus manches deuten möchten; in Weimar wäre einer gewesen, der

Gall's Lehren anhinge, nämlich der Dr. Froriep, der gerade verreist sei. Zugleich erschien sein Bedienter, der ihn abrief. Da er lange ausblieb, führte uns Meyer in ein anderes Zimmer, zeigte uns die von ihm gemalten Superporten und einen Meduſenkopf im Fußboden. Als Herr v. Goethe wiederkam, entschuldigte er sich mit den Geschäften. Wir waren aufgestanden, das Gespräch war stehend; wir mußten zum Mittagstisch nach Jena bei Herrn von Kotzebue und empfahlen uns sogleich.

Herr v. Goethe hatte Grund, mir nicht freundlich zu sein. In den „Propyläen" hatte er das Kunsttreiben Berlins als prosaisch geschildert; in einer andern Zeitschrift [„Eunomia"] hatte ich hierüber eine andere Ansicht gegeben, und war er damals dergleichen Dreistigkeiten nicht gewohnt.

Beim Abschiede sagte er: „Sie werden doch noch einige Zeit hier bleiben." Die Brüder [Franz und Louis] Catel meinten, ich sei mit meinem Antrage die Quere gekommen.

— — — — — — — — — — —

Böttiger sagte, Herrn v. Goethe behage mein Herkommen nicht, sei es nun wegen meiner Bemerkungen über die „Propyläen", oder weil seine Ausstellung armselig ausgefallen war. Die Aufforderung, Kunstwerke einzusenden, war von ihm ausgegangen, die Kunstfreunde in Weimar hatten geringe Geltung, und so kam die Mißernte.

196.

1802, Ende September (?).

Über Schadow.

Stellen Sie [W. Schlegel] sich die Plattheit von Schadow vor, daß er Goethen gleich nach dem ersten Willkomm darum ansprach, seinen Kopf ausmessen zu dürfen. Goethe sagte davon: er habe ihn wie der Oberon den Sultan gleich um ein paar Backzähne und Haare aus seinem Bart gebeten. Nach dem Eindruck, den er auf Goethe gemacht hat, muß er gegen ihn wie ein Bierbruder sich aufgeführt haben.

197.

1802, kurz vor 13. October.

Mit Schelling.

Warum entschließen Sie [W. Schlegel] sich nicht kurzweg, gegen Schütz und die Lit. Zeitung die Scene mit Kotzebue [durch die Schrift „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten v. Kotzebue"] zu erneuern? Gegen unsere, von Grundsätzen der Honnetetät ausgehenden Erörterungen wird Schütz sich immer halten können, da er den tiefsten Grund der Infamie aufzuwühlen sich nicht scheut. Gegen den Witz hält auch dieser Heroismus der Niederträchtigkeit nicht Stich.

Eine große That dieser Art befreit uns auf immer. Rücksichten sind hier keine mehr zu beobachten. Machen Sie gegen Schütz was Sie wollen, er wird ohnmächtig stampfen und sich wüthig anstellen, aber in die Falle des Verklagens geht er gewiß nicht mehr, gegen welches wir auch ein ganz sicheres Mittel haben, nämlich das Perhorresciren des hiesigen Forums. Von Seiten der Regierung in Weimar ist durchaus kein Schritt zu erwarten; sie hat die Maxime des gänzlichen Ignorirens angenommen und wünscht nur, von Jena gar nichts mehr zu hören — was ich aber geschrieben, ist imgrunde auch die Meinung Goethes, der eben jetzt auf einige Tage hier war. Er hatte gegen Ihre Schrift [„A. W. Schlegel an das Publikum. Rüge einer in der Allg. Lit.-Ztg. begangenen Ehrenschändung"] nichts auszusetzen, als daß sie kein radicaler Todtschlag sei.

Wenn Goethe in dieser Sache weniger thut, so ist es, weil er imgrunde ganz in derselben Lage ist, wie wir, da er in Weimar ganz allein steht und selbst seine unmittelbaren Bekannten mehr oder weniger auf beiden Achseln Wasser tragen. Soviel ich merken kann, denkt er auf eine ziemliche Zeit wegzugehen — wohin? weiß ich nicht. Sie werden seinen und aller Verständigen Beifall haben, wenn Sie mit Einem Streich alles vollführen.

Von dem spanischen Stück [„Die Andacht zum Kreuz"] kann Goethe nicht aufhören zu reden. Wenn man Guido sehe, sagt er, so meine man, daß niemand

beſſer gemalt habe — wenn Raphael, daß die Antike nicht beſſer ſei. So mit Calderon: nicht nur Shakeſpeare gleich, ſondern, wenn es möglich wäre, ihm noch mehr zuzugeſtehen! Unbegreiflicher Verſtand in der Conſtruction, Genie in der Erfindung. — Genug: diesmal kann man ihm nicht vorwerfen, daß er zu kalt lobt. Die Aufführung, meint er, ſei unmöglich, da es auf die Menge doch nur durch den Stoff wirke, der als fremdartig ſelbſt ſchon durch die Freiheit, womit er behandelt ſei, gerade den Proteſtanten anſtößig ſei. Mit Ihrer Antwort gegen den Schwacke ſchien er nicht zufrieden. Sie verderben die Leute, ſagte er, indem Sie ſich darauf einließen, ſie zu belehren, und er hätte gar zu gern geſehen, wenn Sie dem Kerl das Fell über die Ohren gezogen und dann ausgeſtopft ihm ſelbſt zurückgegeben hätten.

198.

1802, 13. (?) October.

Mit Schelling.

Ich kann nicht glauben, daß Goethe einigen Kaltſinn gegen Sie [W. Schlegel] habe. Wegen des Calderon hat er mich einmal gebeten, ihn bei Ihnen zu entſchuldigen, daß er nicht gleich darüber geſchrieben; habe ich es nicht gethan, ſo muß ich ſehr um Verzeihung bitten. Ich erinnere mich, daß er es mir auftrug, nachdem ich

eine halbe Stunde vorher einen Brief an Sie abgeschickt hatte, worüber ich von seinem Urtheil darüber geschrieben hatte; ich sagte ihm dies und er dankte mir, es gethan zu haben.

199.

1802, Mitte October.

Über „Lacrymas" von W. v. Schütz.

Mit dem „Lacrymas" ist es mir [Schelling] auf eigne Weise ergangen. Ich habe ihn bisher immer nicht gelesen, weil ich nur Augenblicke dazu hatte. Nun ich ihn Goethen gegeben, schimpft dieser (unter uns!) ebenso ungemessen darauf, als er das Stück des Calderon mehr als je von ihm gehört, erhoben hat. Dadurch bin ich in der Alternative, mich auch entweder über den „Lacrymas" oder über Goethen zu ärgern, der auch keinen gesunden Bissen daran finden wollte.

200.

1802, 24. (?) November.

Über Gespräche von Todesfällen.

Als man an dem Todestag der guten Elise Gore mit dem Goethe von ihr sprechen und ihren Verlust bedauern wollte, so wies er das Gespräch gleich zurück und sagte, wie man sich nur von einem Märchen, das immer dasselbe wäre, unterhalten könnte.

201.

1802, November und December.

Über die scherzhafte Besprechung der Weimarer Kunstausstellung.

a.

Mit dem Bericht von der Kunstausstellung — das war allerdings ein guter Spaß, um ihn so mitanzusehen. In Rom konnte jeder, der das Waffenhandwerk übte, auch den Triumphator insultiren, aber der gemeine Soldat zu sein, der das Organ der genommenen Satisfaction war, kann doch nicht für wünschenswerth gehalten werden. Sie [W. Schlegel] zerbrechen sich den Kopf über den Verfasser? Hier war man so ziemlich gewiß darüber: man glaubte allgemein, es sei [August] Bode, der doch in der „Gigantomachie“*) einigen Witz gezeigt hat. Was sagen Sie dazu? Daß er nichts von Kunst versteht, ist kein Beweis; wahrscheinlich haben ihm Künstler (Schadow?) geholfen. Synthetisch ist die Person auf jeden Fall. — Goethe scheint auch der Meinung gewesen zu sein, da er gesagt haben soll, es hab' es ein Lausbub gemacht, welches in unserem südlichen Dialect ein Subject bedeutet, das kein übles Ingenium hat, aber sich durch einen schäbigen Willen unnütz macht.

*) Leipzig, W. Rein, 1800.

b.

Ich [Schelling] kann Ihnen [W. Schlegel] wohl ſagen, da Sie keinen weitern Gebrauch davon machen werden, daß er [Goethe] ohnlängſt in einem ſehr allgemeinen Geſpräche von der Kunſtausſtellungsgeſchichte etwas von Impietät ſagte, wodurch er auf Urheber zu zielen ſchien, mit denen er in freundſchaftlichen Verbindungen geſtanden hatte, allein gewiß hat er dabei an keinen Ihrer unmittelbaren Freunde gedacht. . . . Wenn dies Wort außer der ganz allgemeinen Bedeutung — da er ſich, wie Sie wiſſen, gern die Anſprüche des Alters giebt — eine nähere Beziehung hatte, was ich nicht glaube, ſo mochte es auf Hartmann zielen, der jetzt allgemeiner für den Verfaſſer gehalten wird, wie ich gleichfalls von Tieck erfahren habe. Über die*) letzteren Arbeiten hat er ſich in der beſten Laune mit wahrhafter Theilnahme und Billigung geäußert, ſodaß ich nicht begreife, wie Tieck einigen Grund haben konnte, eine minder gute Stimmung gegen ſich bei Goethe vorauszuſetzen.

202.

1803, April.

Mit Schelling.

Mit den Calderon'ſchen Werken haben Sie mir das größte Vergnügen gemacht und mich zum wärmſten

*) des?

Dank verpflichtet. Ich hatte gleich Gelegenheit, sie Goethe zu geben, der gegenwärtig hier [in Jena] ist. Er ist auch von dem zweiten Stück [„Über allen Zauber Liebe“] entzückt und von dem ersten aufs neue durchdrungen, von dem er sagt: keine Zunge könne aussprechen, wie gut es sei. Er erkennt die Einheit desselben Geistes in beiden und hätte nicht übel Lust, beide aufführen zu lassen, wenn nur nicht einige Veränderungen zu diesem Behuf, nur um sie auch nicht durch die äußere Wirkung zu entheiligen, besonders in Ansehung der „Andacht zu dem Kreuz“ nothwendig wären.

— — — — — — — — — — —

Dr. Schelver aus Halle . . . hat die hiesige botanische Lehrstelle erhalten. . . . . Er ist bereits hier und Goethe äußerst wohl mit seinen ersten Schritten und Arbeiten zufrieden..

203.

1803, August.

Mit Pius Alexander Wolff und Christian Gottfried Grüner.

Als Jüngling war Wolff . . . mit einem Jugendfreunde namens Grüner nach Weimar gekommen, um sich in die Schule Goethes für das Theater zu begeben. Über den Empfang der beiden jungen Männer von Seiten des großen Dichters hat mir [Friedrich Schubart]

Wolff erzählt, daß er nie wieder das erhabene Bild vergessen habe, welches ihnen Goethe von der Kunst entworfen, der sie sich widmen wollten, daß er aber, als er ihnen die Aufnahme zugesagt, mit der Bemerkung geschlossen habe: „Mit dem Gehen wollen wir anfangen!“

204.

1803, Oktober und November.

Mit Riemer.

a.

„Wer nicht das Mechanische vom Handwerk kennt, kann nicht urtheilen: den Meister kann niemand und den Gesellen nur der Meister meistern.“

b.

„Es ist so gefährlich in die Ferne sittlich zu wirken. Spricht man mit einem Freund, so fühlt man seine Lage und mildert die Worte nach dem Augenblick; entfernt spricht man nicht recht oder trifft nicht zur rechten Zeit.“

c.

„Es geht nichts über den Genuß würdiger Kunstwerke, wenn er nicht auf Vorurtheil, sondern auf würdiger Kenntniß ruht.“

d.

„Die große Nothwendigkeit erhebt, die kleine erniedrigt den Menschen.“

e.

„Fast bei allen Urtheilen (in der deutschen Literatur) waltet nur der gute oder böse Wille gegen die Poeten, und die Fratze des Parteigeistes ist mir mehr zuwider, als irgend eine andere Carricatur.“

f.

„Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigner Zustand zu behagen braucht.“

g.

„Wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und, so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird.“

h.

„Ich sehe immer mehr, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr, als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder

das gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen."

i.

„Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt; das Neue, was man sieht, ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme, als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten."

k.

„Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein."

l.

„Die Gelehrsamkeit auf dem Papier und zum Papier hat gar zu wenig Reiz für mich. Man glaubt nicht, wie viel Todtes und Tödtendes in der Wissenschaft ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlich wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch, es mag jeder sein Handwerk treiben."

m.

„Die Hausgenossenschaft hat das Eigene, daß sie wie eine Blutsverwandtschaft zum Umgang nöthigt, da

man gute Freunde seltner sieht, wenn man sich erst sie zu besuchen oder einzuladen entschließen soll."

205.

1803, November (?).

Über des Grafen Reuß-Köstritz Verlangen nach Goethes Bildniß.

Ich [Charlotte Schiller] muß Ihnen [Fritz v. Stein] nur, unter uns gesagt, ein Bonmot von Goethe erzählen, worüber ich recht gelacht habe. Der Graf Reuß, der hier wohnt, hat den Einfall, alle Gelehrten, deren er nur habhaft werden kann, crayonniren zu lassen. Nun sind denn alle schon daran gewesen, nur Goethe und Schiller wollen nicht. Goethe hat es sehr übel genommen, daß der Graf den Herrn Roux von Jena so ohne Vorbereitung zu ihm geschickt hat und sagte neulich in einem Anfall von guter Laune: „Christus hat doch sagen lassen durch seine Jünger, wie er die Eselin brauchte: der Herr bedarf ihrer; aber uns läßt der Graf kein gutes Wort sagen."

206.

1803, November und December (?).

Über „Delphine" der Baronin v. Stael.

Freilich wußte sie [Frau v. Stael] sehr gut, daß Goethe noch vor ihrer Ankunft [in Weimar] ihre

„Delphine“ einmal bei einer Hoftafel mit einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit für ein Product erklärt habe, das dem Zeitalter Ehre mache, und daß er sich selbst die Anzeige dieses Meisterwerks in der „Jenaischen Lit. Zeitung“ vorbehalten habe.

207.

1803, Ende December (?).

Mit Karl Ferdinand Fröhlich.

Man drang immer mehr in mich, daß ich mich für einen Stand erklären solle, indem es Zeit sei, einen Entschluß zu fassen, besonders wenn ich mich dem Handelsstand widme, was wohl das Beste für mich sei, da fast alle meine nähern Verwandten mit geringer Ausnahme diesem angehörten und diese Carriere mit Glück betreten hätten. Von allen Seiten gedrängt, erklärte ich endlich rund heraus, ich würde nichts anders als Schauspieler werden, wozu ich den höchsten Beruf in mir fühlte. Jetzt aber war Feuer in allen Ecken. . . . . Es wurde mir nun unaufhörlich von allen Seiten so zugesetzt, daß ich beschloß, der ganzen Geschichte schnell durch einen Desperationscoup ein Ende zu machen. Erst kürzlich hatte ich „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ von Goethe gelesen und wieder gelesen, mich ganz in das Buch und den Charakter Wilhelm's vernarrt und faßte nun den Entschluß, den Schöpfer desselben, mit dessen

Familie wir ohnehin liirt waren, aufzusuchen, in dem festen Glauben, dieser, der selbst ein so großer Verehrer der dramatischen Kunst sei, würde und müsse mich als ihren Jünger mit offenen Armen aufnehmen. Ich steckte, was mir noch von meinen Konfirmationsgeldern übrig, zu mir, setzte mich auf den Postwagen und fuhr, ohne jemand ein Wort davon zu sagen, nach Weimar. . . . . Zum Tage meiner Abreise hatte ich wohl überlegt das Fest des Bornheimer Lerchenherbstes . . . gewählt, weil da meine Abwesenheit weniger und erst spät in der Nacht bemerkt würde. Ich fuhr unaufhaltsam über Fulda, Eisenach, Gotha und Erfurt, kam den zweiten Tag gegen Abend wohlbehalten . . . in Weimar an, wo, kaum im Gasthof abgestiegen, ich noch denselben Abend meinen berühmten Landsmann aufsuchte, ihn jedoch nicht traf und auf den folgenden Morgen nach zehn Uhr beschieden wurde . . . . . .

Es schlug endlich zehn und ich eilte nun nach Goethes Wohnung, wo ich mich als einen Landsmann und guten Bekannten seiner Familie melden ließ. Ich ward sofort vorgelassen, traf ihn jedoch nicht allein, sondern in Gesellschaft einer ziemlich martialisch aussehenden Dame. Ich hatte ihn nur ein paar mal und immer nur einige Augenblicke gesehen, wenn er auf Besuch in Frankfurt war. . . . . Bei seinem Anblick erstarrte mir das Blut fast in den Adern, und das Herz war mir, wie die Frankfurter sagen, so ziemlich in die Schuhe gefallen. Nur stotternd konnte ich

mein Anliegen vorbringen, bei dem sein sich verfinsternder Blick mir eiskalt durch die Adern schauerte. Ich stammelte, daß ich, seine Werke lesend, eine unwiderstehliche Neigung für die Bühne geschöpft, daß sein Wilhelm meine Liebe zur Schauspielkunst auf's höchste gesteigert habe, nannte ein Dutzend Rollen, die ich schon einstudirt, vergaß aber in der Bestürzung unglücklicherweise einige aus seinen Stücken zu nennen, obgleich ich auch den „Egmont" auswendig gelernt. Als mich der finstere Mann endlich fragte, ob ich keine Briefe an ihn mitgebracht, und ich ihm hierauf den Genieſtreich, den ich gemacht, und zu dem mich hauptsächlich sein Wilhelm veranlaßt, eingestand, da legte sich seine Stirn noch mehr in Falten, nur ein kurzes „So! so!" entwischte noch seinen Lippen, und nachdem er gefragt, wo ich wohne, verabschiedete er mich, mit der Bedeutung, er würde mich das Weitere wissen lassen, ich solle mich indessen ruhig in meinem Gasthof verhalten.

Wie mißmuthig mich der gegen alle Erwartungen glaciale Empfang und die unfreundliche Aufnahme gestimmt, kann man sich denken. Mehr Antheil, so schien es, habe noch die neben meinem steifen Landsmann stehende heroische Dame an mir genommen, wenigstens schienen dies ihre Blicke zu verrathen; denn sie war während der ganzen Scene stumm. . . . . Als ich mit einer stummen Verbeugung aus dem Zimmer war, ward es mir wieder leichter ums Herz, und ich erkundigte mich bei einem dienstbaren Geist, wer die Dame

sei, die ich gesehen, worauf mir der Bescheid wurde: eine Französin, die sich Madame von Stael nenne.

— — — — — — — — — — —

Schon war ich sechs Tage daselbst, ohne daß ich weiter etwas von Goethe und Schiller gehört hätte und fing an zu glauben, daß mich ersterer ganz vergessen habe, als sich am Morgen des siebenten plötzlich meine Thür öffnete und hereintrat — mein Großoheim, der Oberpfarrer von Homburg. Er grüßte mich mit den Worten: „Du heilloser Galgenstrick, was machst Du für Streiche?“ worauf noch eine lange Strafpredigt und die Erklärung folgte, ich habe mich sofort reisefertig zu machen. . . . . .

Ich sah mich verrathen und verkauft, hatte weder von Goethe noch von Schiller, noch von allen Musensöhnen Weimars und Jenas mehr etwas zu hoffen, und trat . . . die Heimreise . . mit meinem Oheim an. . . Goethe habe ich auch nie wieder gesehen, aber später erfahren, daß er mich gewissermaßen unter polizeiliche Aufsicht in meinem Gasthof hatte stellen lassen. Gleich nachdem ich ihn verlassen, hatte er an seine Mutter nach Frankfurt geschrieben und dieser meine Anwesenheit in Weimar und mein Begehren an ihn gemeldet. Frau Rath Goethe aber war nach Empfang dieses Briefs zu meinen Eltern geeilt, ihnen dessen Inhalt mitzutheilen.

208.

1803 (?).

Über die „Zeitung für die elegante Welt".

Mit Bezug auf die Vignette dieser Zeitschrift, welche einen, auf einem mit Greifen bespannten Radgestelle fahrenden Flügelknaben vorstellt.

Bei der „Eleganten Zeitung" schlug er vor, den Buben, der die Greifen zügelt, umzukehren und dem Publikum das Gesäß zeigen zu lassen.

209.

1804, Januar und Februar.

Mit Anne Germaine Baronin v. Stael-Holstein geb. Necker.

a.

Endlich den 23. Januar kam es zu der längst gewünschten Unterredung.*) Sie fuhr früh in Begleitung ihres Freundes Constant zu ihm und brachte fast eine Stunde bei ihm zu, nachdem sie ihm schon den Tag vorher die Übersetzung von seinem „Geistesgruß" zugeschickt hatte. Der Gegenstand der Unterhaltung war vorzüglich der Unterschied zwischen der französischen und deutschen Poesie. Jene, sagte Goethe, sei Poesie

*) [Doch waren Goethe und die Stael vorher schon mehrmals zusammengekommen.]

der Reflexion, dieſe der Situation; der Franzoſe ſchildere das Erſcheinen, der Deutſche das Sein. Übrigens bemerkten beide bei dieſer Unterredung, daß er ſich ſehr ungern etwas abfragen oder auf ſich eindringen laſſe, das dann gleichſam ſeine Natur reculire und ſich in ſich zuſammenziehe. Freilich ſchonte ihn Frau von Stael nicht immer. Sie ſprach z. B. mit tiefem Bedauern von Herder und ging ſo weit, ſehr freundſchaftlich von mir [Böttiger] zu urtheilen und meinen Abgang von Weimar für einen Verluſt zu erklären, ohngeachtet ſie wohl wußte, wie ungern Goethe dies höre. Seine ganze Antwort auf alle dieſe Bemerkungen war: „Es iſt einmal ſo: die Älteren müſſen den Jüngeren Platz machen.“

„C'est dans l'ordre: ce qui vieillit, fait place à la jeunesse“ führt Böttiger die Worte im Brief an Rochlitz vom 4. Februar 1804 an.

b.

Den 9. Februar bei ihr [der Baronin von Stael] zum Mittagseſſen.

— — — — — — — — — — —

Viel über Goethe bei Tiſche. Er habe das meiſte Originalgenie unter allen mitlebenden Dichtern, es werde aber wenig von ihm auf die Nachwelt kommen. Er habe ihr ſelbſt, als ſie ihn über „die natürliche Tochter“ (welche ſie einen noble ennui nannte) befragte, aufrichtig eingeſtanden, daß ſie wie ſo viele andere ſeiner Arbeiten nur Künſtlerverſuch ſei, der nach

einer Auflöſung einer noch nie gelöſten Aufgabe ſtrebte. (Darum traute auch Goethe dieſem Verſuch ſo wenig, daß er in die erſte Vorſtellung dieſer „Eugenie“ gar nicht einmal kommen mochte.)

c.

Als Goethe ſie zum erſten Male in ihrem Logis beſuchte, regalirte ſie ihn mit der Erzählung, wie ſie Schiller's Bekanntſchaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin ſelbſt geladen und fanden ſich da, bevor die Herzogin ſelbſt erſchien, in ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans une uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pour quelques instants. — „„Que penserez vous donc de moi,““ repondit Mr. Goethe, „„si vous me verrez dans le même costume?““ (Es iſt die Weimariſche Hofuniform, die Goethe auch trägt, wenn er an den Hof geht.) „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de votre bonne et belle — avec un geste fort significatif — rotondité.“

d.

Zuweilen scheine es ihr [der Stael], daß wir Deutsche sehr witzige Ausdrücke hätten, oder sehr neue, es sei aber nur Unkunde der französischen Sprache. So habe sie einmal einen Ausdruck von Goethe, der eine Idee von Schiller eine neuve et courageuse nannte, sehr bewundert, bis ihr endlich deutlich geworden, daß Goethe bloß aus Unkunde der Sprache courageuse statt hardie gesetzt habe.

e.

Den 24. Februar Abends bei der Herzogin. Frau v. Stael kam sehr zufrieden von einer Unterredung mit Goethe. Da sie anfänglich über den „Alarcos" mit ihm gesprochen und das Abgeschmackte desselben .... gezeigt hatte, war seine Stirn etwas bewölkt gewesen, und er hatte die ganze Erscheinung nur durch den Kunstversuch entschuldigt. Allein nun war er auf die Parallele zwischen der Tragödie, als den obersten, den Indifferenzpunkt der Plastik gekommen und hatte hierüber sehr scharfsinnige Bemerkungen gemacht. „La plastique mène au seuil de la vie." Beim Abschied kündigte ihr Goethe auf morgen einen Besuch von seinem Sohn an, der ihr sein Stammbuch präsentiren würde.

f.

Frau v. Stael hatte in ihrer metrischen Übersetzung von Goethes „Fischer" in den Worten „Was lockst du

meine Brut hinauf in Todesgluth?" das letzte durch air brulant überſetzt; allein Goethe, als ſie ihm ihre Überſetzung vorlas, berichtigte ſie und ſagte, es ſei dies die Kohlengluth in der Küche, an welcher die Fiſche gebraten würden. Das fand nun Frau von Stael äußerſt maussade und geſchmacklos, ſich aus ihrer ſchönen Begeiſterung ſo auf einmal in die Küche verwieſen zu ſehen. Dies ſei es eben, woran es unſern Dichtern fehle, das *το πρῶτον*, das feine Gefühl des Schicklichen. Hier alſo war ſie ganz Franzöſin.

Das Wortſpiel, welches Vehſe („Geſchichte der Höfe des Hauſes Sachſen" I, 203) von Goethe erzählt, daß er auf einem Maskenball der Stael geſagt habe — „Madame, on vous reconnait par votre pied-de-stal" — kann nicht in Reihe und Glied eingeſtellt werden, ebenſowenig Goethes von Robinſon mitgetheilte, aber auch von dieſem ſelbſt bezweifelte Abweiſung des Tadels der „Natürlichen Tochter" ſeitens der Stael durch die Worte: „Madame, ich bin über 60 Jahr alt."

210.

1804, Mitte Januar.

Mit Heinrich Voß.

a.

Ich bin zehn Tage bei Goethe geweſen, eine himmliſche Zeit, die mir noch wie ein Traum vor der Seele ſteht. Ich mußte mich produciren und Goethe bot mir Quartier und, was mehr galt, ſeinen freundſchaftlichen Rath und den für mich koſtbarſten Umgang an. Gott!

wie lieb' ich den Mann, den ich in so herzlichen Augenblicken gesehn und genossen habe. Gleich die erste Aufnahme war so herzlich wie möglich. Ich faßte auf der Stelle das tiefste Zutrauen; ich habe mit Offenherzigkeit zu ihm geredet, ihm mein Herz, meine Denkweise, kurz alles, was ich hatte und habe (wahrlich! ich bin reicher von ihm gegangen, als ich ankam; denn ich liebe einen Mann, gegen den ich sonst nur Ehrfurcht kannte), das alles habe ich ihm entfaltet und zur Musterung vorgelegt. Er ist mit mir zufrieden; ich habe es aus seinem eigenen Munde, daß er mich der Stelle [eines Gymnasiallehrers zu Weimar] würdig erkennt, daß er Zutrauen zu mir hat, daß er mich liebgewonnen.

Es folgt eine — nicht gedruckte — Schilderung des ersten Abends, der in geselligem Kreise zugebracht wurde.

. . . . Am folgenden Morgen stand ich um sechs Uhr auf, um einige Übersetzungen aus dem Horaz in's Reine zu schreiben und einige Arbeiten durchzusehn, die ich für Goethe mitgebracht hatte. Ich war um zehn Uhr fertig und da kam auch der Bediente, der mich zu dem Herrn in's Studirzimmer bringen sollte. Ich überreichte Goethen die Arbeiten; er las gleich eine Horazübersetzung durch und schien zufrieden damit. Wir kamen unvermerkt auf meine Lieblingsbeschäftigung, — alte Geographie und Mythologie — und das waren auch in den folgenden Tagen unsere hauptsächlichen Gespräche. Ich war so glücklich, von allem Rechenschaft geben zu können, wonach Goethe mich in dieser Wissen-

schaft fragte, und besonders zufrieden war er, als ich ihm die Wanderungen der Io und den Argonautenzug in der vierten Pythischen Ode Pindar's erklärte. Dieses Gespräch hat ihn in die „Mythologischen Briefe" meines Vaters geführt, die er noch denselben Tag mit großer Lebhaftigkeit zu lesen anfing und den folgenden Tag endigte. Er sagte mir: nun wolle er sich ein Exemplar mit Papier durchschießen lassen, um auch in seinem Studium der alten Kunst auf diese Weise meinem Vater in seinem Studium zu begegnen. Und mich encouragirte er zu mehreren Arbeiten, die ich, wenn ich erst in seiner Nähe lebte, theils durch eigenen Fleiß, theils durch Unterstützung von ihm und meinem Vater ausführen sollte. Goethe hat überall die hellesten Blicke. Diese „Mythologischen Briefe" hatte er sich in Einem Tage mit solcher Klarheit in der Phantasie versinnlicht, daß ich über die Größe der menschlichen Fassungskraft erfreut bin. Kein Mensch dringt so auf Klarheit der Vorstellung, wie Goethe.

— — — — — — — — — — —

Am Abend dieses Tags nach Tisch mußte ich Goethen meine Übersetzung von Horazens sechster Epistel im ersten Buche vorlesen: Nil admirari u. s. w. Dies gab zu einem sehr schönen Gespräch Anlaß, das aber Goethe beinah allein und bald ganz allein führte. Er redete über den Platonischen Ausspruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten sei. „Der ist ein Tölpel," sagte er, „der sich nicht ver-

wundern kann, auf den nicht die ewigen Naturgesetze in großen und kleinen Gegenständen — gleich viel, wie groß oder klein — einen mächtigen Eindruck machen." Das Resultat seiner Rede war, daß der Weise mit dem Nichtbewundern aufhöre. Und so kam er auf den „edlen Horaz" zurück. Er sprach über eine Stunde mit feuriger Miene, mit der lebendigsten Action, aber immer mit solcher Besonnenheit, daß er die Wahrheit seines Themas recht eigentlich durch die That bewährte. Zuletzt redete er über die Empfänglichkeit des Gefühls, wie ein lebendiger Geist in der ganzen Gotteswelt nichts als Wunder erblicke und heilige Gottesoffenbarung. Ich kann das nicht, wie es geschehen sollte, wiedererzählen; nimm mit bloßen Andeutungen vorlieb. Als er ausgesprochen hatte, nahm er sein Licht und ging fort ohne ein Wort zu sagen — Riemer und ich saßen wie Stumme gegeneinander. Ob Goethe uns in Verwunderung hat setzen wollen, das weiß und glaube ich nicht, aber daß er es that, das weiß ich; denn wohl keiner hat einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen mit solcher Ehrfurcht betrachtet, als wir diesen Mann in diesem Augenblicke.

b.

An Boie machte H. Voß ähnliche Mittheilungen, welche die vorstehenden wie folgt ergänzen.

Äußerst merkwürdig und angenehm ist es, Goethe in seinen Sonntagsgesellschaften als Präceptor im Vor-

lesen und Declamiren zu sehen. Da sitzt die ganze Gesellschaft um einen langen Tisch (Goethe in der Mitte) und liest abwechselnd. Es traf sich, daß beidemal, als ich zugegen war, aus der „Luise" gelesen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefsten Gefühle las. Aber seine Stimme ward kleinlaut, er weinte und gab das Buch seinem Nachbar. „Eine heilige Stelle!" rief er aus mit einer Innigkeit, die uns alle erschütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Gesang, den unser Voß in Eutin uns dichtete." Aus dem Pathos, mit welchem er diese Worte vortrug, hätte ich schon seine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Goethe unbekannt gewesen wäre. So sah ich Goethe schon am ersten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holstein geht Montag aus Weimar. Drollig ist's, Goethe über sie reden zu hören. „Ich treibe sie in die Enge," sagte er, „wenn sie raisonnirt. Erst vermaure ich sie auf dieser Seite, dann auf jener" (und dies zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). „Dann will sie entfliehen und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt sich einen effort, schwingt sich in die Höhe und macht's wie der Flußgott Achelaus: sie entflieht in einer fremden Gestalt." Sie hat die „Luise" gelesen und ebenso stark dabei geweint, als bei Kotzebue's „Bayard" und den „Hussiten". Die Tabaks-

pfeife war ihr anstößig; der Herzog erinnerte sie an die Schweine im Homer. „„Auch die,““ sagt sie, „„dürfen nicht in honette Gesellschaft kommen.““ Goethe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's L'homme des champs zu Gemüthe führen, der sich durch zwei Alexandriner hindurchschlängelt; dann wird sie verdutzt und — entflieht in einer fremden Gestalt.

211.

1804, 29. Januar (und später?).

Mit Riemer.

a.

„Die Weiber, auch die gebildetsten, haben mehr Appetit, als Geschmack. Sie möchten lieber alles ankosten, es zieht sie das Neue an. Sie unterscheiden nicht zwischen dem, was anzieht, was gefällt, was man billigt; sie werfen das alles in eine Masse. Was nur nicht gegen ihren conventionellen Geschmack anstößt, es mag noch so hohl, leer, seicht, schlecht sein: es gefällt. Es mißfällt ihnen aber oft etwas, was bloß gegen diese ihre Convention anstößt, sei es an sich noch so vortrefflich.“

b.

„Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christenthum nicht einen Sophokles hervorgebracht."

c.

„Bloß die Naturwissenschaften lassen sich praktisch machen und dadurch wohlthätig für die Menschheit. Die abstracten der Philosophie und Philologie führen, wenn sie metaphysisch sind, ins Absurde der Möncherei und Scholastik, sind sie historisch, in das Revolutionäre der Welt- und Staatsverbesserung."

d.

„Die Liebe ist eine Conservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns."

212.

1804, Ende Februar.

Mit Friedrich Wilhelm Gubitz.

Nur vier Tage wollte ich in Weimar rasten; vorhabende Arbeiten, hier wenig gefördert, bedrängten mich, und ich bereute schon, nicht mit den Empfehlungsbriefen mein Heil bei Goethe versucht zu haben. Bereits packte

ich mein Bischen Habe, ... da kam Abends nach Sieben Herr v. Lynker in einem Domino, ließ auch mir einen darreichen von seinem mitgebrachten Diener mit den Worten: „Im Theatersaal ist Probe von einem Maskenspiel, Goethe muß dabei sein; ich habe vermittelt, daß Sie als Fremder Zuschauer sein können; beeilen wir uns!“ Bebend zog ich das Beste an, was ich hatte, ein hellblauer Seidenmantel wurde mir übergeworfen, eine Maske sollte ich dort empfangen — was sich jedoch nicht erfüllte. Bald stand ich in einem mäßig großen Saal und drückte mich neben einem Gewirr von Menschen, nur zum Theil maskirt, an die Seite. .... „Wenn er da ist, erfahren Sie es im Moment.“ Mit diesem Zuruf beruhigte mich mein Beherrscher, der irgendwo beschäftigt sein mußte. .... Etwa sehr lange anderthalb Stunden waren vergangen, bevor es hieß: „Da ist er! Dort steht er!“ und es bedurfte mancher Windung, um mir bis zur angedeuteten Stelle zu helfen. Endlich kam ich näher; ich hörte seine starke klangvolle Stimme. O weh! Goethe, der seinen Seidenmantel, rosenfarb oder gelb — bei dem Lichtschimmer konnte ich mir die Farbe nicht genau bestimmen — hin- und herwerfend behandelte, sprach so heftig mit einem andern, — mit dem Theater-Intendanten [vielmehr: Mitglied der Theatercommission] Kirms, was ich nachher entdeckte — daß ich noch ängstlicher wurde. Aus dem lauten Gespräch ging hervor: bei einer Abendprobe im Theater war Goethe über

einen Schauspieler — sein Name lautete, wenn ich dessen mich richtig entsinne, Zimmermann — so bitterböse geworden, daß er sich höchst unglimpflich äußerte über Anmaßungen der Komödianten. Mir flog der Athem; in mir rief es: jetzt oder nie! Meine Zaghaftigkeit gipfelte, wurde unwillkürlich zum Wagemuth, und ohne Überlegung hatte ich mich in den Eifer gegen Komödianten gemischt. Was mir erst in der Zukunft als Erfahrung reifte — wie raschbereit der Aufgebrachte, wenn ihm einer recht giebt, sich zu diesem wendet, das bewährte sich hier. Ich hatte den Erfolg, daß Goethe auf mich einredete, unterhielt seinen Zorn so gut oder schlecht meine sich nicht zurechtfindende Stimmung dies vermochte, habe keine Spur mehr von dem Gemengsel, was ich schwatzte, bis er hell auflachte, dann aber, wie in Hast zur Hoheit gleichsam umgeschaffen, mit wahrhaft erschütterndem Gebieterton fragte: „Aber mit wem spreche ich? Wer sind Sie?“ Meine Empfehlungsbriefe von Mahlmann und Rochlitz hatte ich im Widerstande gegen mein Zittern in der Tasche fast krampfhaft festgehalten; sie schnell hervorziehend, nannte ich, nun bis zu Thränen erschreckt, meinen Namen, demüthig scheu hinzufügend: „„Ihnen diese Briefe zu überreichen, suchte ich in den wenigen Tagen hiesigen Aufenthalts vergeblich Gelegenheit, die Gunst des Augenblicks verlieh sie mir, und frevelhaft habe ich sie ergriffen.““ — „Wer sind Sie? Doch nicht der Gubitz, der sich in der Holzschneidekunst auszeichnete?“ so fiel Goethe fragend ein, wie selber

betroffen, und nach meiner Entgegnung: „„Ob auch von Ihrer gütigen Meinung beschämt, habe ich freilich zu antworten: der bin ich."" — Ohne etwas darauf zu erwiedern, erfaßte er mich beim Arm, schob mich an einen Pfeiler, sagte: „Hier bleiben Sie stehen! Hier will ich Sie treffen, jetzt hab' ich zu thun." Dann verschwand er, und ich stand nochmals da in zweifelsüchtiger Hoffnung, die indeß der Geduld nicht lange bedurfte. Zurückkehrend rief Goethe mich an: „Aber, mein Gott! sind Sie's denn wirklich? Wie alt sind Sie?" — „„Im achtzehnten Jahr,"" antwortete ich und er entgegnete: „Man möcht's nicht glauben! Wie lange bleiben Sie hier?" — Ich sagte ihm, daß ich nur gezögert habe, Weimar zu verlassen, um ihm genähert zu sein; der kommende Morgen treibe mich nach Jena, dort meine Universitätszeit mit dem Examen zu enden. Überrascht fragte er weiter, und ich gab nun schüchtern Bescheid, bis er dringlich einfiel: „Von der Abreise sei einstweilen nicht die Rede! Heut noch zeige ich Ihnen meine Wohnung, erwarte Sie dort morgen Vormittag um Zehn;" und auf meine Bemerkung, daß ich schon vor seinem Hause gewesen sei, erwiderte er mir die Hand reichend: „Also, morgen früh!" in flüchtiger Weise; denn eben wurde nach ihm gesandt.

Noch zwei Tage blieb ich in Weimar, stundenlang in Goethes Zimmern, wo ich, zwischeninne oft ohne seine Anwesenheit, die musterhaft geordneten Sammlungen von Zeichnungen und Kupferstichen beschauen,

mich zugleich noch mancher Beweise seiner Zuthulichkeit erfreuen konnte. In bester Laune erwähnte er, daß er als Student in Leipzig sich im Breitkopf'schen Hause auch mit dem Holzschnitt beschäftigt habe, also wohl wisse, was mir gelungen, und ich vernahm dabei aufmunternde Äußerungen; dennoch hielt mich sein Benehmen in Scheu. Meinem Hang zum Dorfpastor war er nicht gleichgesinnt, obwohl er „das schließlich Anhaltsame in dieser Entzweiheit" gelten ließ, und als ich erzählte, wegen meiner Bemühung im Holzschnitt sei ich bereits von drei Kupferstechern öffentlich befehdet, sagte er aufgeregt und mir unvergeßlich: „Es steckt etwas Verruchtes in solcher steten Negation, die immer bei der Hand ist; man muß sich nicht daran kehren, doch das Rechte thun, sonst ist nichts zu heben."

213.

1804, 2. (?) März.

Mit Henry Crabb Robinson.

In March 1804 I had a reintroduction, and not a mere formal one, at the first was, to Goethe. He was sitting in his arm-chair, in the front row of the pit. I had repeatedly taken a seat near enough to him to have an occasional glimpse of his countenance, but I never presented myself to his notice. On the evening of which I write, I was

immediately behind him. Benjamin Constant came in with him, and after shaking hands with me, whispered my name to Goethe, who immediately turned round, and with a smile as ingratiating as his ordinary expression was cold and forbidding, said: „Wissen Sie, Herr Robinson, dass Sie mich beleidigt haben?“ — „„How is that possible, Herr Geheimerath?““ — „Why, you have visited every one at Weimar excepting me.“ I felt that I blushed, as I said, „„You may imagine anycause, Herr Geheimerath, but want of reverence.““ He smiled and said, „I shall be happy to see you at any time.“ I left my card, of course, the next morning, and the next day came an invitation to dinner; and I dined with him several times before I left the neighbourhood of Weimar.

It was, I believe, on the very evening on which he spoke to me in the theatre, that I asked him whether he was acquainted with our „„Venice Preserved““ [by Otway]. „Oh, very well! The comic scenes are particularly good.“ I actually started at so strange a judgement. „„Indeed! in England those scenes are considered so very bad, that they are never acted.““ „I can understand that; and yet, on reflection, you will perceive that those scenes are quite essential to the piece. It is they alone which account for, and go near to justify, the conspiracy; for we see in them how utterly unfit for govern-

ment the Senate had become." I recognized at once the truth of the criticism, and felt ashamed of myself for not having thought of it before. In all his conversation he spoke in the most simple and unpretending manner, but there was in it remarkable significance, — a quiet strength, a power without effort, reminding me of what I read of a painting, in which a man was wrestling with an angel. An ignorant man abused the picture, on the ground that in the angel there was no sign of effort — no muscle was strained. But this was designed to show the angelic nature. It is the same in the Greek sculpture of the gods.

214.

1804, Ende März und Anfang April.

Mit Voß.

a.

Ich bin abermals in Weimar gewesen bei dem Herrlichen und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeister seines Auguſt. Wenn ich Ihnen [Boie] den Inbegriff dieser zehn Tage andeuten will, so muß ich sagen: ich bin sehr heiter und froh gewesen. Meine Hauptangelegenheit ist zu einem schönen Ende gefördert, und ich habe Goethe diesmal noch mehr genossen als das vorige Mal. Seine Aufnahme war so herzlich,

und was er mir in dieſer Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beſchreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich geſorgt; er ſinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verſchaffen. Ich bin auch jetzt ſchon ganz eingewohnt daſelbſt; ich habe mir ſchätzenswerthe Bekanntſchaften erworben und habe die Verſicherung von Goethe und Schiller, daß mir ihr Haus jederzeit mit herzlicher Liebe offen ſtehen ſoll. . . .

Denken Sie! ich bin Doctor philosophiae geworden und Gott weiß! was ſonſt noch. . . . . Wir ſaßen zu Mittage und hatten eben das letzte verzehrt, als Goethe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch ſo hungrig ausſähe“. Ich entſchuldigte mich, aber es half nichts: der kleine Auguſt mußte hinausgehen und kam gleich darauf mit einer großen Schüſſel wieder, die er mir auf den Kopf ſetzte mit dem abgedrungenen Verſprechen, daß ich davon eſſen müßte. Ich verſprach es und die Schüſſel ſtand vor mir mit dem Doctordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünſcht; darauf ſtellte ſich bei Goethe die gute Laune ein, und er fing an zu ſcherzen. „Bis morgen Abend ſei Er der Herr Doctor,“ ſagte er; „dann wollen wir Seine Geſundheit trinken und Ihm den Titel wieder abnehmen, damit Er wieder der gute Voß ſei.“ Nun beſtellte Er zu meiner Doctorfeier eine Flaſche von ſeinem beſten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (faſt zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park ſpazieren, und

da war Goethe ganz allerliebst munter. Es ist kein Gegenstand, der seiner Aufmerksamkeit entgeht; in alles bringt er Geist und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, so nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechselnden Gegenstände zu Hülfe, um seine Gedanken in sie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen ist, die er gerade vor sich sieht, und man wundert sich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas so Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, so wird sein Schritt hastiger, oder wenn er gewisse Gegenstände fixirt, um sie tief zu ergründen, dann steht er auch wohl gar stille und stemmt einen Fuß vor den andern, den Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tische gerade entgegen zu sitzen und in sein feuriges tiefes Auge zu blicken, ist eine wahre Wonne. (Goethe sagt selbst einmal was Ähnliches in seinem „Götz".) Es drückt sich in seinen Zügen bei aller Majestät so viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber ist er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in seinem Zimmer, wenn er ausgezogen ist und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen steht, oder auf dem Sopha sitzt. Ja, da wird es unmöglich, sich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft schweren Arbeiten, oder was es ist: dann ist er am heitersten und gesprächigsten, am offensten und herzlichsten. Ja, Goethe kann die Herz-

lichkeit selbst sein. Dann hat sein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Gesellschaft junger Leute um sich versammeln, von solchen, die Lust haben, vorwärts zu schreiten. Da sollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinschaftlich gelesen und besprochen werden. Ich weiß schon aus der Erfahrung, wie mit Liebe er so was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieser Conversationen sollen denn zugleich auch auf die „Literaturzeitung" verbreitet werden, und wahrlich! das ist ein glücklicher Gedanke; denn Goethe, der zum eigentlichen Recensenten nicht geschaffen ist, giebt doch oft im Gespräche die herrlichsten und treffendsten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Ubung wird es für uns sein, Winke und umhergestreute Ideen der Art aus Goethes Geiste auffassen zu lernen, und in Aufsätze oder Recensionen sie zu fixiren! Weiß man doch das erst am deutlichsten und klarsten, was man selbst andern mitzutheilen genöthigt wird!

Was sagen Sie zu seiner Recension von meines Vaters Gedichten? Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieser Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Übergang von den Herbstliedern zu den religiösen. Ich habe diese Recen-

sion recht von Grund aus entstehen sehen. Gewöhnlich des Abends von 8—10 las ich Goethen die Gedichte vor. Als ich das „Herbstlied" anfangen wollte: „Die Bäume stehn der Frucht entladen", nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: „Das will ich selber lesen." Er las es, und gleich darauf „Trost am Grabe". Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung aussprechen, womit er sie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Versteht sich, daß Goethe nachher revidirte, um den Stil mit dem seinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war.

Sonnabend [7. April] hatten wir den „Macbeth"; er ward meisterhaft gegeben, obgleich in seiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen, schön von Wuchs und recht artig gekleidet, die Eine sogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Goethe, das Schreckliche dieser Wesen mehr in die Wirkung, als in die Gestalt zu setzen, und sie that so auch bei weitem größere Wirkung, so wie der Teufel in schöner Gestalt gräßlicher ist (für mich wenigstens), als in der teuflischen. Die Todtenstille unter den Zuschauern war mir manchmal ebenso schrecklich, als das Stück selbst; dann war es, als stünde das ganze Geisterreich geöffnet. Goethe war den Abend außerordentlich fröhlich, (wir saßen noch um halb 12 auf) daß die Vorstellung

so geglückt sei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorstellung noch einen Augenblick nach Hause ging.

. . . . Goethes Zutrauen und seine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichste, was mir in Weimar begegnen könnte, aber so lange ich bleibe was ich bin und fortfahre zu werden, was ich werden kann, so lange werde ich sein „lieber Sohn" bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat.

b.

Ich muß Dir [Börm] noch ein Stückchen erzählen, das mir den Goethe so unendlich lieb gemacht hat. Als ich zum zweiten Mal bei Goethe war, wurde gerade mein Doctordiplom ausgefertigt und Goethen von Jena aus für mich zugeschickt. Mir verschwieg er's. August mußte nach Belvedere hingehen, um Lorbeer- und Citronenzweige zu holen. Bei Tisch wußte ich noch nichts davon. Nach dem Essen sagte Goethe zur Vulpius: „Mein Kind! der Voß sieht mir noch so hungrig aus; man sollte doch das Gastrecht nicht verletzen und seinen Freunden wenigstens satt zu essen geben." Ich entschuldigte mich in demselben lustigen Ton und versicherte, ich sei voll satt. Es half nichts; August mußte hinausgehen und den Nachtisch holen. Er kam wieder mit einer großen Schüssel, die er mir auf den Kopf setzte. Nun mußte ich versprechen, wenigstens noch einen Bissen zu essen, und vor mich hin wurde das Gericht gestellt. Denke Dir mein Er-

ſtaunen! Ich ſah Goethe an und wußte nichts zu ſagen. Nun wurde mir ſehr herzlich von Goethe, Auguſt und der Vulpius zu meiner neuen Würde gratulirt, Goethe ſchloß mich in ſeine Arme und nannte mich zum erſten Mal ſeinen „lieben Sohn", ein ſchmeichelndes Wort, welches er nachher oft wiederholt hat. Gleich darauf ſtellte ſich ſeine fröhliche Laune ein. „Es iſt gerathen," ſagte er zur Vulpius, „daß wir des neuen Doctors Geſundheit in Champagner trinken." Sie mußte in den Keller und brachte den Göttertrank; wir hatten ſchon anderthalb Flaſchen getrunken, aber dieſer Nektar mußte doch noch hinzu. Wir haben die Flaſchen bis auf den letzten Tropfen geleert. Während dieſer Operation wurde ich immer Doctor genannt; ich proteſtirte dagegen. „Nein," ſagte Goethe, „heut bleibt Er's und morgen auch aus Strafe, daß Er Doctor geworden iſt. Morgen Abend haben wir eine kleine Geſellſchaft, wo auch der neue Doctor Bode ſein wird; da ſoll der beiden Herren ehrenfeſte Geſundheit getrunken und Euch der Doctor wieder abgenommen werden." Dann drückte er mir freundlich die Hand und ſagte: „für uns ſollen Sie der gute Voß bleiben." Unterdeß wirkte der Champagner. Ich ward nicht bloß ſelig, ſondern überſelig. Ich habe Goethen nie nach Wunſche danken können, ich hatte es auch nie verſucht; jetzt konnte ich's. Als wir aufſtanden, war mir der Kopf ein bischen ſchwerer, als gewöhnlich, vielleicht Goethen auch; denn er war über

die Maßen luſtig. Wir gingen noch ein paar Stunden ſpazieren und im Park hielt mir Goethe ein Vorleſung über die Naturgeſchichte.

215.

1804, Ende April.

Mittag bei Goethe.

When Madame de Stael returned from Berlin, and brought A. W. Schlegel in her train, I [Robinson] dined at Goethe's with Schlegel, Tieck de sculptor, and Riemer. No one else but Madame Goethe was present. I was struck by the contrast between Schlegel and Goethe. Nothing could exceed the repose of Goethe, whereas on Schlegel's part there was an evident striving after pun and point. Of these I recollect nothing but that Böttiger was his butt, whom he compared to Bardolph. From Goethe I remember a word or two of deep significance. He said to Schlegel: „I am glad to hear that your brother means to translate the „„Sakontala““. I shall rejoice to see that poem as it is, instead of as it is represented by the moral Englishman“ [Wilson]. And there was a sarcastic emphasis on the word „moralischen“. He then went on: „Eigentlich aber hasse ich alles Orientalische.“ By which, probably, he meant rather that he infinitely preferred the Greek to the Oriental mind. He continued:

„I am glad there is something that I hate; for, otherwise, one is in danger of falling in the dull habit of literally finding all things good in their place, — and that is destructive of all true feeling."

216.

1804, 1. Mai.

Mit Voß.

Goethe ſchickte zu mir: ich ſolle doch ein wenig zu ihm kommen und den ganzen Abend bei ihm zubringen. Wie fand ich ihn da heiter und liebenswürdig! Er war eben vom Hofe gekommen, hatte aber ſchon die Staatsuniform abgethan und ſaß wieder in ſeinem blauen Überrocke. Ich fand ihn ſeine Medaillen und Münzen durchmuſternd. Ich ſetzte mich zu ihm und hörte aufmerkſam ſeiner lehrreichen Erklärung. Er beſitzt eine treffliche Sammlung, die beſonders dann Werth erhält, wenn man ſie von ihm beſchreiben und dem Gehalt und Inhalt nach entwickeln hört. Goethe war dabei überaus launig und witzig. Einmal ſagte er mit halb ſcherzhaftem, aber doch ernſtlich gemeintem Ausdrucke: „Was ſind wir doch gegen die Künſtler des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts? Wahre Taugenichtſe! Was iſt unſer Jahrhundert gegen dieſes kraftvolle!" — Er kam hierauf zu reden von der Peterskirche; ſein Geſpräch war erhaben wie der Gegenſtand. Wie blitzen dem Manne die Augen, wenn ihm ein ſolcher Gegenſtand die Seele

füllt! Er erzählte mir die ganze Entstehung derselben; wie man die alte Basilica Neroni's einzureißen angefangen, der erste kühne Gedanke zu diesem Bau; dann wie sich die Künstler geweigert und gezagt, den Grund zum neuen Gebäude zu legen, bis endlich Michel Angelo es unternommen; dann wie der Bau nachher oft unterbrochen und erst unter fünfzig Baumeistern vollendet worden.

Nach der fast gleichlautenden Erzählung in Voßens Brief an Solger vom 15. Mai lautete obiger Ausbruch Goethes: „Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts? Wahre Schufte! wahre Taugenichtse!"

217.

1804, Mai (?).

Mit Robinson.

I called on Goethe to see whether I could induce him to act as an mediator between the Duke and the students in the quarrel that threatened an Auszug, or withdrawal, of the best young men of the University. Having listened to my representations, he coolly said: „So is it in these matters of police, in which both parties are right. The students, seeing the matter from their point of view, are perfectly in the right. But then the Duke is equally in the right; he has his own mode of looking at things from his point of view as sovereign."

218.

1804, Ende Mai (?).

Bei Falk's „Prinzessin mit dem Schweinsrüssel".

Falk .... verfaßte ... [für Geiselbrecht's Marionetten] das Lustspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinsrüssel", in welchem die Zunft der Schauspieler und deren Arroganz scharf gegeißelt wurden und hatte die Genugthuung, daß das Publikum das Stück mit allgemeinem Jubel aufnahm; denn es hatten damals die Schauspieler sich eben nicht beliebt zu machen verstanden. Geiselbrecht wollte diese Stimmung benutzen und kündigte die Wiederholung des Stückes .... auf den folgenden Tag an. .... Die Weimarischen Schauspieler, welche sämmtlich der Vorstellung beigewohnt hatten, spieen Feuer und Flammen und ernannten eine Deputation, welche bei der Theaterdirection auf Genugthuung wegen des erlittenen Schimpfes und auf Bestrafung des Übelthäters antragen sollte. Die Deputation verfügte sich noch an demselben Abend zu dem Geheimen Rath v. Goethe, entledigte sich des Auftrags, brachte aber Goethe dadurch in Verlegenheit; denn obwohl er den Schauspielern nicht unrecht geben konnte, sah er doch ein, daß es schwer halten werde, ihnen Genugthuung zu verschaffen. Er versuchte die Klagenden zuerst zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte, was auf dem Theater gesprochen werde, dürfe nicht so genau

genommen werden; sie wüßten ja selbst, wie Juristen, Ärzte und andere Personen in den Lustspielen dem allgemeinen Gespötte preisgegeben würden und wie es noch niemand eingefallen, darüber Beschwerde zu führen, von Persönlichkeiten aber scheine in der „Prinzessin" nichts vorgekommen zu sein. Die Deputation wollte sich hierbei nicht beruhigen, sondern erwiederte: es sei aber doch der ganze Stand der Schauspieler angegriffen und beschimpft worden, und wie soeben das Theaterpublikum seine große Freude über die Tendenz der Posse laut ausgesprochen, so werde es den folgenden Tag bei der Wiederholung in noch höherem Grade geschehen, und darum wollten sie bitten, daß wenigstens die Wiederholung nicht stattfinde. Goethe entließ die Deputation mit der Versicherung: er wolle überlegen, was sich in der Sache thun lasse, und am folgenden Tage kündigte Geiselbrecht — ein anderes Stück mit der Bemerkung an, daß die Wiederholung der „Prinzessin" untersagt sei.

219.

1804, August (?).

Mit Voß u. a.

Wie war Goethe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen so gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen solchen Antheil an mir nahm. Dem Mann verdanke ich ja fast ebenso viel, als meinen

Eltern: er hat mir ja Muth und Selbstvertrauen in die Seele geflößt und weiß mir durch sein Beispiel immer die Bescheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich lese jetzt griechisch mit ihm. Neulich lasen wir zusammen drei Stunden nach der Reihe, und Goethe ist jetzt außerordentlich warm für diese Sprache, besonders für den Sophokles. Sobald die ersten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literarischen Club, wo Goethe der Meister ist. Goethe sagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es ist eine Schande, bei so etwas nicht Tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer gestiegen, als erkaltet." — Wenn wir jungen Leute um Goethe sind, so gefällt mir das so besonders an ihm, daß er nie wie ein Meister zu den Jüngern, sondern wie ein Freund zum Freunde spricht — eine Humanität, die seine Jünger nur um so fester an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger sein sollen.

220.

1804, Ende September (?).

Mit Voß.

Goethe und Schiller pflichten meinem Urtheile [wegen Nichtannahme des Rufs an die Universität Würzburg] vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide sahen, während sie rathgaben, väterlich auf mein Bestes. Goethe sagte

am Ende: „Ich wollte Sie gerne auch gegen meine Neigung ziehen lassen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen und hier zu bleiben."

221.

1804, 2. October.

Mit Voß.

Vor acht Tagen habe ich Goethe einige Arbeiten von mir vorgelesen. Er sagte mir manchen einzelnen Einwand. Mehrere Einwendungen habe ich zurückgewiesen, manche mit Dank angenommen und in seiner Anwesenheit geändert, wo er selbst mir z. Th. die Änderung angab. Goethe ist mit einer Recension besonders zufrieden, wie er an Schiller und z. Th. auch mir selber gesagt hat. Großes Vergnügen machte ihm eine Anmerkung: „Bravo!" sagte er, als ich sie vorgelesen hatte, und klopfte mich freundlich auf die Schultern, recht als wenn er im Herzen dachte, ich hätte Dir so viel poetischen Scharfsinn nicht zugetraut: „Bravo!" sagte er also, „wenn die G . . . . aus ihrem Theeclub kommen, dann wissen sie freilich nicht, daß ein Sturm auch das Meer beruhigen kann."

222.

1804, October (?).

Mit Voß.

Ich bin gewöhnlich bei Goethe, wenn seine Familie mal verreist ist. Nun war Riemer mit August und der Vulpius nach Oberweimar gefahren, um dort einer Fête beizuwohnen. Goethe schickte also um 5 Uhr zu mir, ob ich nicht zu ihm kommen und den Brunckischen Sophokles mitbringen wollte. Als ich zu ihm kam, fand ich's gar behaglich bei ihm. Er hatte eingeheizt, hatte sich ausgezogen bis auf ein wollen Wämmschen, worin der Mann sich gar prächtig ausnimmt. Nun bot er mir freundlich und liebreich die Hand und schüttelte sie recht treuherzig. „Ja," sagte er, „die Jugend ist verreist und springt in der Welt herum, nun wollen wir Alten zusammen sein." (Er weiß nämlich, daß ich der alte Ehrwürdige heiße.) Bis gegen 7 Uhr hin sprachen wir; dann kam Licht und nun fingen wir an griechisch zu lesen. Ich übersetzte ihm erst den langen Chor aus der „Elektra". Und dann fingen wir an, den „König Ödipus" zu lesen. Ich hatte Deine [Solger's] Übersetzung mitgebracht; daraus hat Goethe mit inniger Freude bis zum ersten Chor mit lauter Stimme declamirt. „Der versteht's!" sagte er einmal, „aber er ist noch glücklicher Anfänger in der Kunst." Noch dröhnt mir in den Ohren, wie prächtig er den Vers [23 f.]

vorzutauchen ſtrebt bereits
Umſonſt ihr Haupt aus Tiefen blut'gen Wogenſchwalls

declamirte, da wünſchte ich, daß Dir die Ohren klingen möchten, und wer weiß, ob's nicht geſchehen iſt. . . . . Solche frohe Tage ſoll ich noch oft erleben. Ich ſagt' es ihm ſelbſt einmal, wie es mich glücklich macht, daß er nicht gleichgültig gegen mich iſt, und erhielt ein treuherziges „Gutes Kind!" mit Kuß und Händedruck dafür zur Antwort. Ja, er behandelt mich wie einen zärtlich geliebten Sohn. Schon ſeit lange darf ich unangemeldet zu jeder Tageszeit, ſo oft ich will, zu ihm auf's Zimmer kommen, was wahrhaftig bei Goethe nichts Geringes iſt. Heute Morgen war ich ſchon vor 7 Uhr bei ihm.

— — — — — — — — — — —

Goethe iſt jetzt mit der neuen Ausgabe ſeiner geſammten Werke beſchäftigt. Daß er den „Götz von Berlichingen" umgearbeitet hat, wird Dir bekannt ſein; er iſt jetzt ſo angeſchwollen, daß die Aufführung ſechs Stunden währt. Das erſte Mal kamen wir halb 12 Uhr aus dem Theater; jetzt wird die Aufführung getheilt: das erſte Mal giebt man drei Acte und dann vierzehn Tage darauf die beiden andern. Das zweite Mal indeß wird des Zuſammenhangs wegen der dritte Act repetirt, ſodaß wir dieſen in Zukunft am öfterſten ſehen werden. Wie iſt der gute Papa jetzt fröhlich über dieſes Stück! Er ſagte mir neulich: „Die Narren" (vielleicht auch auf Babo hindeutend) „haben es ſich

recht angelegen sein lassen, die regellose Form meines alten „Götz“ nachzuahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte! Damals verstand ich's nicht besser und schrieb hin, was mir in den Sinn kam.“ — Denke Dir, Solger! Wir haben bei dieser Gelegenheit Hoffnung, daß der ganze „Faust“ erscheint; Goethe wird ihn jetzt schwerlich als Fragment drucken lassen, besonders da er so manchmal die Empfindung im Herzen nährt, daß man jetzt eilen müsse, bevor die ewige Nacht eintritt.

223.

1804.

Mit Riemer.

„Äschylus und Sophokles führen den Pylades nur stumm ein; Orest und Pylades sind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, also was der eine denkt und sagt, thut der andere auch.“ —

„Die alte Tragödie bei Äschylus hat Ähnlichkeit mit den alten tragischen Balladen, besonders den schottischen. Vielleicht ließen sich diese auf alte Weise zu Dramen machen.“

224.

1804 (?).

Über einen Vers in „Hermann und Dorothea“.

Einen prosodischen Fehler, einen Vers mit überzähligem Halbfuß, nämlich

Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten
der Liebe vergehen

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbessert geblieben, aber — setzen wir hinzu — mit Bewußtsein und Absicht in die letzten Ausgaben mit eingewandert. Ich [Riemer] hatte Goethen bereits aufmerksam darauf gemacht; weil aber der Vers ohne sein proverbialisches Ansehn zu verlieren und eine gewisse grata negligentia einzubüßen nicht wohl zu ändern war, ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf, einmal von diesem Verse sprechend, ihn nicht nur entschuldigt, sondern auch durch Homerische Beispiele erläutert habe, so ließen wir ihn stehen oder hingehen. Nun machte später auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerksam, und Goethe soll, wie jener erzählt, gesagt haben: die siebenfüßige Bestie möge als Wahrzeichen stehen bleiben.

Berichtigung.

Nr. 49 kann nicht auf ein Gespräch mit Philipp Seidel sich beziehen, da dieser schon am 19. November 1820 gestorben war. Der Erzähler war vermuthlich Goethes vormaliger Diener Johann Georg Paul Götze.

Quellen.

1. Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Zweiter Theil. 1871. S. 49 f. (Erzählungen von Dorothea Stock und Maria Körner geb. Stock.) — **2.** Kunst und Leben. Aus Förster's Nachlaß hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 102—107. (Aufzeichnung Förster's nach Erzählungen der Frau Körner aus dem Jahre 1809.) — **3.** Goethes Briefe an Leipziger Freunde. Hrsgg. von Otto Jahn. Leipzig 1849. S. 263 ff. (Aus Brief von Cornelia Goethe an Katharina Fabricius v. 27. Oct. 1768.) — **4.** Ebenda S. 82. (Aus Horn's Brief an Katharina Schönkopf.) — **5.** Heinrich Stilling's Wanderschaft. Zweite verbesserte Auflage. Berlin u. Leipzig. 1806. S. 120 f. — **6.** Ebenda S. 133 f. — **7.** Ebenda S. 149. — **8.** Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Hrsgg. von K. W. Böttiger. Erstes Bändchen. Leipzig 1838. S. 60. (Nach Lerse's Erzählung am 30. November 1798.) — **9.** Aus Herders Nachlaß. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Dritter Band. Herders Briefwechsel mit seiner Braut. Frankfurt 1857. S. 225 f. (Aus Brief von Caroline Flachsland.) — **10.** Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Hrsgg. von A. Kestner. Stuttgart und Tübingen 1854. S. 35 ff. (Bruchstück eines Briefentwurfs von J. Ch. Kestner.)

11. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Aus den Handschriften hrsgg. von Dr. K. Wagner. Leipzig 1847. S. 186. (Anmerkung.) — **12.** Wie

10. S. 13. (Aus Keſtner's Tagebuch.) — **13.** Aus F. H. Jacobi's Nachlaß ꝛc. Hrsgg. von R. Zoeppritz. Erſter Band. Leipzig 1869. S. 23. (Aus Jacobi's Brief an Forſter v. 13. Nov. 1779). — **14.** Ebenda. S. 108. (Aus Jacobi's Brief an Kraus v. 14. Sept. 1788.) — **15.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. Zweiter Band. Frankfurt 1881. S. 379 ff. (Aus Brief von Johanna Fahlmer an F. Jacobi, in Brief des letzteren an Wieland v. 8. Mai 1774.) — **16.** J. K. Lavater's Lebensbeſchreibung von G. Geßner. Zweiter Band. Winterthur 1802. S. 126 f. — **17.** Heinrich Stilling's häusliches Leben. 1789. S. 53 f. — **18.** Im neuen Reich. Wochenſchrift ꝛc. Leipzig 1878. Nr. 34. S. 605 f. (Aus Brief Lavater's an J. G. Zimmermann v. 16. März 1775.) — **19.** Meinem geliebten Vater K. Werner, k. k. Landes-Schul-Inſpector ꝛc. in Salzburg zum 5. Mai 1878. Der Berliner Werther, Mittheilungen über Goethe ꝛc. von R. M. Werner. Als Handſchrift gedruckt. Salzburg 1878. S. 4. (Aus Brief v. Bretſchneider's an F. Nicolai v. 10. März 1775.) — **20.** Wie 15. S. 385 f. (Aus Brief von G. M. Kraus an Bertuch v. 5. März 1775.)

21. Aus Friedrich Leopold von Stolberg's Jugendjahren ꝛc. Von Dr. J. H. Hennes. Frankfurt a. M. 1876. S. 54. (Aus Brief der Gräfin Henriette Bernſtorf an F. L. Stolberg.) — **22.** Goethe-Jahrbuch. Fünfter Band. Frankfurt 1884. S. 192. (Aus Bodmer's Brief an Schinz v. 15. Juni 1775.) — **23.** Wie 18. S. 603 f. (Aus Zimmermann's Brief an Lavater v. 7. Oct. 1777. — **24.** Die Grenzboten. Zeitſchrift ꝛc. No. 10. Ausgegeben am 6. März 1874. Leipzig. S. 376 f. (Aus Brief Seidel's an J. A. Wolf in Frankfurt v. 23. Nov. 1775.) — **25.** Archiv für Literaturgeſchichte. Hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. Vierter Band. Leipzig 1875. S. 311 f. (Aus Brief Wieland's an Lavater v. 1. Dec. 1775.) — **26.** Friedr. Leop. Graf zu Stolberg ſeit ſeiner Rückkehr zur katholiſchen Kirche, 1800—1819, dargeſtellt von J. Janſſen. Freiburg i. B. 1877. S. 70 f. a) aus F. Stolberg's Brief an ſeine Schweſter Katharina im Juni 1776; b) aus Brief an dieſelbe v. 27. Jan. 1778.) — **27.** Briefe von und an G. A. Bürger. Aus dem Nachlaſſe

Bürger's ꝛc. hrsgg. von A. Strodtmann. Erster Band. Berlin 1874. S. 303 f. (Aus Brief Wieland's v. 22. April 1776.) — **28.** Briefe an und von J. H. Merck. Aus den Handschriften hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1838. S. 64. (Aus Brief Wieland's v. 13. Mai 1776.) — **29.** Goethe-Jahrbuch. Neunter Band. Frankfurt 1888. S. 12 f. (Aus Niederschrift v. Trebra's im Jahr 1813.) — **30.** Die Grenzboten. Nr. 52. Am 23. December 1870. S. 501 f. (Aus Wieland's Brief an Kayser v. 30. Sept. 1776.)

31. Goethe und der Fürst von Dessau. Von A. Fränkel. Sondershausen. S. 12 f. (Erzählung des Fürsten Franz Leopold.) — **32.** Briefe von und an Bürger ꝛc. Zweiter Band. 1874. S. 31. (Aus Wieland's Brief v. 12. Febr. 1777.) — **33.** Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland. Dritter Band. Zürich 1815. S. 277. (Aus Brief an Jacobi v. 24. März 1777.) — **34.** Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt ꝛc. von J. Falk. Leipzig 1832. S. 139 ff. — **35.** Wie 28. S. 111 f. (Aus Brief Wieland's v. 8. Nov. 1777.) — **36.** Schriften von F. v. Matthisson. Dritter Band. Zürich 1825. S. 351 f. (Aus „Ruhepunkt in Dessau" in dessen „Erinnerungen".) — **37.** Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder, Wieland u. a. Hrsgg. von K. Wagner. Darmstadt 1835. S. 169 f. (Aus Wieland's Brief v. 1. Aug. 1779.) — **38.** Ebenda. S. 319. (Aus Brief Tischbein's v. 23. Febr. 1782.) — **39.** J. G. Forster's Briefwechsel. Hrsgg. von Th. H. geb. H. Erster Theil. Leipzig 1829. S. 232 f. (Aus Brief an Jacobi v. 2. Nov. 1779.) — **40.** Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsgg. von M. Jacobi. Leipzig 1846. S. 57 ff. (Aus Brief der Frau Schlosser an Jacobi v. 31. Oct. 1779.)

41. Im neuen Reich 1877. Nr. 29. S. 105 f. (Nach Briefen an Lavater a) v. 20. und b) v. 27. Oct. 1779.) — **42.** Goethe-Jahrbuch. Fünfter Band. 1884. S. 208 ff. (Aus Brief Bodmer's an Schinz v. 23. Nov. 1779.) — **43.** Goethe-Jahrbuch. Dritter Band. 1882. S. 360. (a) aus Brief des Waisenhauslehrers Hartmann an Elise v. d. Recke v. 1. Jan. 1780; b) aus

dessen Tagebuch.) — **44.** Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. September 1869. (Aus Brief Iffland's an seinen Bruder v. 29. Dec. 1779.) — **45.** Wie 13. S. 41. (Aus Brief Jacobi's an Heinse v. 24. Oct. 1780.) — **46.** J. A. Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Von G. Kutschera v. Aichberger. Wien 1876. S. 41 ff. — **47.** Wie 37. S. 281. (Aus Brief Wieland's v. 8. Jan. 1781 mit Bezug auf Merck's Aufsatz im „Teutschen Merkur" — December 1780 — „Über einige Merkwürdigkeiten von Cassel".) — **48.** Wie 34. S. 29 ff. — **49.** Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Eckermann. Erster Theil. (Unterm 13. Nov. 1823.) — **50.** Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte. Hrsgg. von B. Seuffert. Erster Band. Erstes Heft. Weimar 1888. S. 142 f. (Aus Brief Herder's an Hamann v. 10. März 1783.).

51. Wie 36. S. 352 f. — **52.** Wie 29. S. 17 ff. — **53.** F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. Erster Band. Leipzig 1825. S. 373. (Aus Brief an die Fürstin Gallitzin v. 11. Oct. 1784.) — **54.** Goethes Briefe an F. A. Wolf. Hrsgg. von M. Bernays. Berlin 1868. S. 138. — **55.** Goethe-Jahrbuch. Dritter Band. 1881. S. 396 ff. (Aus Brief Bertuch's an Göschen v. 29. Juni 1786.) — **56.** Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Erster Band. Berlin 1854. S. 3 ff. (Aus „Unterredung mit Goethe. Vom Professor Dietmar".) — **57.** Goethe-Jahrbuch. Vierter Band. 1883. S. 318 f. (Aus der Autobiographie von Gyrowetz.) — **58.** Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel. Hrsgg. von F. v. Alten. Leipzig 1872. S. 41. (Aus Brief an Goethe v. 28. Aug. 1821.) — **59.** Wie 57. S. 319 ff. — **60.** Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes A. Reiser. Als ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Herrn Hofrath Moritz von K. F. Klisching. Berlin 1794. S. 51 f.

61. Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 4. (Aus

Brief der Frau Herder v. 7. Aug. 1788.) — **62.** Ebenda S. 23 u. 26. (Aus Brief der Herder a) v. 14. und b) v. 15. Aug. 1788.) — **63.** Ebenda S. 28 f. (Aus Brief der Herder v. 18. Aug.) — **64.** Ebenda S. 45 ff. (Aus Brief der Herder v. 29. Auguſt) — **65.** Ebenda S. 49. (Aus demſelben Brief.) — **66.** Ebenda S. 55. (Aus Brief der Herder v. 4. Sept.) — **67.** Ebenda S. 70. (Aus Brief der Herder v. 11. Sept.) — **68.** Ebenda S. 72 ff. (Aus Brief der Herder v. 12. Sept.) — **69.** Ebenda S. 152 f. (Aus Brief der Herder v. 31. Oct.) — **70.** Schiller's Briefwechſel mit Körner. Erſter Theil. Berlin 1847. S. 341 ff.*) (Aus Schiller's Brief v. 12. Sept. 1788.)

71. Wie 61—69. S. 89 ff und 110. (Aus Briefen der Herder a) v. 22. und b) v. 26. Sept. 1788.) — **72.** Ebenda S. 172 f. (Aus Brief der Herder v. 14. Nov.) — **73.** Wie 70. S. 354. (Aus Schiller's Brief v. 20. Oct. 1788.) — **74.** Wie 61 ff. S. 112 f. (Aus Brief der Herder v. 6. Oct. 1788.) — **75.** Johannes von Müller's Biographiſche Denkwürdigkeiten. Hrsgg. durch J. G. Müller. Zweiter Theil. Stuttgart und Tübingen 1834. S. 193 f. (Aus Brief v. Müller an ſeinen Bruder v. 18. Oct. 1788.) — **76.** Wie 61 ff. S. 127 f. (Aus Brief der Herder v. 14. Oct.) — **77.** Ebenda S. 137 ff. (Aus Brief der Herder v. 20. Oct.) — **78.** Ebenda S. 151 f. (Aus Brief der Herder v. 31. Oct.) — **79.** Ebenda S. 165. (Aus Brief der Herder v. 7. Nov.) — **80.** Ebenda S. 168. (Aus demſelben Brief.)

81. Wie 61 ff. S. 192. (Aus Brief der Herder v. 12. Dec. 1788.) — **82.** Ebenda S. 189 f. (Aus demſelben Brief.) — **83.** Ebenda S. 203 ff. (Aus Brief der Herder v. 25. Dec.) — **84.** Ebenda S. 241 ff. (Aus Brief der Herder v. 6. Febr. 1789.) — **85.** Ebenda S. 249 f. (Aus Brief der Herder v. 13. Febr.) — **86.** Ebenda S. 252 ff. (Aus Brief der Herder v. 20. Febr.) — **87.** Ebenda S. 329 f. (Aus Brief der Herder v. 20.

*) In der 2. Ausgabe dieſes Briefwechſels — Leipzig 1874 f. — iſt Theil- und Seitenzahl der 1. Ausgabe mit angegeben.

Apr.) — **88.** Ebenda S. 336 f. (Aus Brief der Herder v. 24. Apr.) — **89.** Ebenda S. 353 f. u. 363. (Aus Briefen der Herder a) v. 4. und b) v. 8. Mai.) — **90.** Ebenda S. 367 f. (Aus Brief der Herder v. 10. Mai.)

91. Wie 61 ff. S. 384. (Aus Brief der Herder v. 29. Mai 1789.) — **92.** Goethe in Schlesien 1790 ꝛc. von H. Wentzel. Oppeln 1867. S. 33.*) — **93.** Briefe an Schiller. Hrsgg. von L. Urlichs. Stuttgart 1877. S. 118 f. (Aus Brief Wieland's v. 9. October 1791.) — **94.** Wie 8. S. 139 f. — **95.** Ebenda S. 23. 25. — **96.** Ebenda S. 42 ff. — **97.** Wie 40. S. 271 f. (Aus Entwürfen Jacobi's zu einem Briefe an Goethe aus November 1815.) — **98.** Wie 13. S. 165 ff. (Aus Jacobi's Brief an Frau Schlosser v. 10. Dec. 1792.) — **99.** Chr. W. v. Dohm nach seinem Wollen und Wirken ꝛc. von W. Gronau. Lemgo 1824. S. 250. — **100.** H. E. G. Paulus ꝛc. von K. A. Frhrn. v. Reichlin-Meldegg. Zweiter Band. Stuttgart 1853. S. 298 f.

101. Briefwechsel zwischen Rahel und D. Veit. Erster Theil. Leipzig 1861. S. 1 ff. (Aus Veit's Brief v. 20. März 1793.) — **102.** Aus des Freiherrn Johann Isaak v. Gerning handschriftlichem Tagebuch, das durch die Güte des Besitzers, Herrn Adam Späth in Frankfurt a. M., zugängig geworden ist. — **103.** Ebendaher. — **104.** Ebendaher. — **105.** Ebendaher. — **106.** Ebendaher. — **107.** Goethe-Jahrbuch. Vierter Band. 1883. S. 322. (Aufzeichnung Böttiger's von 1794.) — **108.** Ebenda S. 322 ff. (Aufzeichnung Böttiger's.) — **109.** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Dritter Theil. Berlin 1847. S. 190 f. (Aus Schiller's Brief v. 1. Sept. 1794.) — **110.** Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Zweite verm. Ausg. Stuttgart 1876. S. 57. (Aus Humboldt's Brief v. 22. Spt. 1794.)

*) Der in „Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise ꝛc., hrsgg. v. F. Zarncke"; Bl. 37b aufgeführte „Propst Hermes" war Joh. Dan. H. — Bruder von Joh. Timoth. H.

111. Weimarisches Jahrbuch für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst, hrsgg. von Hoffmann v. Fallersleben und O. Schade. Sechster Band. Hannover 1857. (Aus Brief Falk's an seinen Bruder v. 28. Dec. 1794.) — **112.** Schiller und Lotte. 2. . . . Ausg. bearbeitet v. W. Fielitz. Drittes Buch. Stuttgart 1876. S. 90. (Aus Brief Schiller's v. 12. September 1794.) — **113.** Ebenda S. 96 f. (Aus Schiller's Brief v. 20. Sept.) — **114.** a) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Hrsgg. von W. Vollmer. Stuttgart 1876. S. 25. (Aus Schiller's Brief v. 2. Oct. 1794.) — b) Wie 109. S. 204 f. (Aus Schiller's Brief v. 9. Oct.) — **115.** Wie 101. a) S. 243 ff. (Aus Veit's Brief v. 20. Oct. 1794.) b) Ebenda S. 246 ff. (Aus der Fortsetzung des Briefs am 21. October) — **116.** Wie 8. S. 81 f. — **117.** Ebenda S. 82. ff. — **118.** Ebenda S. 84 ff. — **119.** Wie 110. S. 152. (Aus Humboldt's Brief v. 2. Oct. 1795.) — **120.** Briefwechsel zwischen Rahel und D. Veit. Zweiter Theil. Leipzig 1861. S. 73. (Aus Veit's Brief v. 8. Febr. 1795.)

121. Wie 109. S. 242. (Aus Schiller's Brief v. 25. Jan. 1795.) — **122.** Ebenda S. 267. (Aus Schiller's Brief v. 2. Juni 1795.) — **123.** Wie 120. S. 144. (Aus Veit's Brief v. 4. Juni 1795.) — **124.** Wie 110. S. 131. (Aus Humboldt's Brief v. 11. Sept. 1795.) — **125.** J. G. Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel, hrsgg. von J. H. Fichte. Erster Theil. Sulzbach 1830. S. 337. — **126.** Wie 120. a) S. 167 ff. (Aus Veit's Brief v. 14. Aug. 1795.) b) S. 179. (Aus Veit's Brief v. 3. Sept.) — **127.** Ebenda S. 181. (Aus Veit's Brief v. 3. Sept.) — **128.** Wie 110. S. 204 ff. (Aus Schiller's Brief v. 9. Nov. 1795.) — **129.** Wie 8. S. 167. (Aus Böttiger's Aufzeichnung über Gespräch mit Wieland.) — **130.** Grillparzer's sämmtliche Werke. Zehnter Band. Stuttgart 1872. S. 73 f.

131. Wielands sämmtliche Werke. LIII. Band. Wieland's Leben. Vierter Theil. Hrsgg. von J. G. Gruber. Leipzig 1828. S. 255. — **132.** Ebenda S. 156 f. — **133.** Wie 100. S. 188. — **134.** Wie 8. S. 49 ff. — **135.** Ebenda S. 97 f. — **136.** Schiller's Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie ꝛc.

Stuttgart u. Tübingen. 1851. S. 271. — **137.** Caroline. Briefe ꝛc. Hrsgg. von G. Waitz. Erster Band. Leipzig 1871. S. 180. (Aus Brief von Caroline Schlegel geb. Michaelis an Luise Gotter geb. Stieler v. 3. Oct. 1796.) — **138.** Wie 40. S. 216. (Anmerkung). — **139.** Wie 8. S. 74. — **140.** Chr. G. Schütz. Darstellung seines Lebens ꝛc. Hrsgg. von F. K. J. Schütz. Erster Band. Halle 1834. S. 86.

141. Wie 8. S. 66 f. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 28. Mai 1797.) — **142.** Schiller's Briefwechsel mit Körner. Vierter Theil. Berlin 1847. S. 70. (Aus Schiller's Brief v. 12. Febr. 1798). — **143.** Wie 34. S. 86 ff. — **144.** Wie 8 (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 28.—30. December 1797.) — **145.** Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1888. Nr. 50. (Aus Brinkmann's Brief an Böttiger v. 23. Juli 1834.) — **146.** Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Zweiter Band. Stuttgart 1862. S. 329. (Aus Charlottens Brief an Frau v. Stein v. 13. Juni 1798.) — **147.** Wie 8. S. 221. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 15. Juli 1798: Bei Wieland.) — **148.** Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Chr. Otto. Zweiter Band. Berlin 1829. a) S. 307. (Aus Richter's Brief v. 2. Sept. 1798.) b) S. 343. (Desgleichen v. 27. Sept.) — **149.** Archiv für Literaturgeschichte. Neunter Band. Leipzig 1880. (Aus Aufzeichnungen Ludwigs v. Wolzogen.) — **150.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Ed. Genast. Erster Theil, 6. Kapitel. —

151. Ebenda. — **152.** Wie 137. S. Aus Carolinens Brief an F. Schlegel v. 14. Oct. 1798.) — **153.** Wie 25. S. 453 f. (Aus Aufzeichnungen von Frdr. Schubart.) — **154.** Wie 8. S. 238. (Aufzeichnung Böttiger's v. 22. Jan. 1799.) — **155.** Ebenda S. 61. — **156.** a) Ebenda S. 68 f. — b) Jean Paul's Briefwechsel mit seinem Freunde Chr. Otto. Dritter Band. Berlin 1829. S. 25. — **157.** Wie 156 b. S. 24 f. — **158.** Wie 8. S. 239. (Aus Böttiger's Aufzeichnung v. 6. Fbr. 1799.) — **159.** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von H. Steffens. Vierter Band. Breslau 1841.

S. 97 ff. — **160.** Caroline. Briefe ꝛc. Zweiter Band. Leipzig 1871. S. 90. (Aus Carolinens Brief an W. Schlegel v. 11. Mai 1801.)

161. Ungedruckte Briefe von Schiller, Goethe und Wieland. Hrsgg. vom .... Justizrath Bitkow. Breslau 1845. S. 7. (Aus Schiller's Brief an J. F. Unger v. 26. Mai 1799.) — **162.** Ludwig Tieck. Erinnerungen ꝛc. von R. Köpke. Erster Theil. Leipzig 1855. S. 260 f.*) — **163.** Ebenda S. 259 f. — **164.** Ebenda S. 260. — **165.** Wie 100. S. 294 f. Aus dem Aufsatz „Goethe u. Paulus" von Paulus. — **166.** Denkwürdigkeiten des Schauspielers ꝛc. Frdr. Ludw. Schmidt. Hrsgg. von H. Uhde. Erster Theil. Hamburg 1875. S. 78. (Aus Brief Iffland's a. d. J. 1801). — **167.** Wie 150. — **168.** Wie 2. S. 101. — **169.** Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit ꝛc. von W. G. Gotthardi. Erster Band. Jena u. Leipzig 1865. S. 36 ff. — **170.** Aus Schelling's Leben. In Briefen. Erster Band. Leipzig 1862. S. 300. (Aus W. Schlegel's Brief v. 31. Mai 1800.)

171. Wie 150. 7. Capitel. — **172.** Wie 162. S. 261. — **173.** Wie 142. S. 180. (Aus Schiller's Brief v. 28. Juli 1800.) — **174.** Erinnerungen eines weimarischen Veteranen ꝛc. Von H. Schmidt. Leipzig 1865. S. 104 f. 107. — **175.** Ebenda S. 109 f. — **176.** Zur deutschen Literatur und Geschichte ꝛc. Hrsgg. von H. Düntzer. Zweites Bändchen. Nürnberg 1858. S. 6. (Aus Brief der Carol. Herder an v. Knebel v. 15. Apr. 1801.) — **177.** Wie 160. S. 104. (Aus Carolinens Brief an W. Schlegel v. 25. Mai 1801.) — **178.** Goethe-Jahrbuch. Sechster Band. S. 65 ff. (Goethes Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin [Gräfin Henriette v. Egloffstein geb. Freiin v. Egloffstein].) — **179.** Wie 170. S. 349. (Aus Schelling's Brief an W. Schlegel v. 9. Nov. 1801.) — **180.** Wie 178. S. 70.

*) Köpke's mit Goethes Tagebüchern nicht stimmende Mittheilungen konnten nur hinsichtlich der Zeitfolge in sich berichtigt werden.

181. a) Ebenda S. 70 ff. b) Wie 34. S. 181 f. c) Wie 8. S. 63. — **182.** Wie 160. S. 167. (Aus Carolinens Brief an Frau Bernhardi [v. 4. Jan. 1802].) — **183.** Wie 170. S. 354. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 4. Jan. 1802.) — **184.** Wie 160. S. 176. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 12. Jan. 1802.) — **185.** Ebenda S. 196. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 15. Febr. 1802.) — **186.** a) Ebenda. b. Ebenda. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 22. Febr. 1802.) — **187.** Ebenda S. 202. (Ebenso.) — **188.** Ebenda S. 214. (Aus Carolinens Brief an Schlegel v. 18. März 1802.) — **189.** Goethe-Jahrbuch. Erster Band. 1880. S. 331. (Aus Brief Wieland's an Böttiger v. 11. April 1802.) — **190.** Wie 178. S. 73.

191. Wie 150. 7. Kapitel. — **192.** Wie 170. S. 376. (Aus Schelling's Brief an Schlegel vom 16. Juli 1802.) — **193.** Wie 150. 7. Kapitel. — **194.** Wie 170. S. 390 f. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 3. Sept. 1802.) — **195.** Kunst-Werke und Kunst-Ansichten von Joh. Gottfr. Schadow. Berlin 1849. S. 67 f. — **196.** Wie 170. S. 424. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 13. Oct. 1802.) — **197.** Ebenda S. 422 ff. (Ebenso.) — **198.** Ebenda S. 440. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 7. Jan. 1803.) — **199.** Ebenda S. 427. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 21. Oct. 1802.) — **200.** Aus K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Hrsgg. von H. Düntzer. Jena 1858. S. 157 f. (Aus Henriettens Brief v. 1. Dec. 1802.)

201. Wie 170. a) S. 433. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 29. Nov. 1802.) b) S. 440. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 7. Jan. 1803.) — **202.** Wie 170. S. 454. (Aus Schelling's Brief an Schlegel v. 22. April 1803.) — **203.** Wie 25. S. 463. (Aus Aufzeichnungen von F. Schubart.) — **204.** Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. a—d) S. 282. e—h) S. 284. i—m) S. 285. — **205.** Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Erster Band.

Stuttgart 1860. S. 481. (Aus Charlottens Brief an Charl. v. Stein v. 22. Nov. 1803.) — **206.** Morgenblatt für gebildete Leser. 49. Jahrgang. Stuttgart u. Tübingen 1855. S. 658. (Aus K. A. Böttiger's Nachlaß.) — **207.** 1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. Erster Band. Tübingen 1848. S. 174 ff.) — **208.** Wie 8. S. 63. (Aus Böttiger's Unterredung mit Falk.) — **209.** Wie 206. a) S. 658 f. — b) S. 631. — c) S. 659. — d) S. 661. — e) S. 681. — f) S. 684. — **210.** a) Weimarer Sonntagsblatt. Zeitschrift ꝛc. Dritter Jahrgang. Weimar 1857. S. 313 ff. (Aus Brief von H. Voß an R. Abeken v. 21. Jan. 1804.) — b) Mittheilungen über Goethe und Schiller in Briefen von Heinr. Voß. Hrsgg. von A. Voß. Heidelberg 1834. (Aus Brief an Boie v. 25. Febr. 1804.)

211. Wie 204. S. 286 f. — **212.** Erlebnisse von F. W. Gubitz. Erster Band. Berlin 1868. S. 62 ff. — **213.** Diary. Reminiscenses and Correspondences of Henry Crabb Robinson. Selected and edited by Th. Sadler. London (mehrere Ausgaben) Chapter XVII. — **214.** a) Wie 210 b. S. 7 ff. (Aus Brief an Boie v. 9. April 1804.) — b) Morgenblatt. 51. Jahrgang. Stuttgart und Tübingen 1857. S. 629. (Aus Brief von Voß an Börm v. 2. Mai 1804.) — **215.** Wie 213. — **216.** Wie 214 b. S. 627 f. (Ebenso.) — **217.** Wie 213. — **218.** Aus Goethes Leben, Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. [Lodecus.] Leipzig 1849. S. 47 ff. — **219.** Wie 210 b. S. 20. (Aus Brief an Boie v. 22. Aug. 1804.) — **220.** Ebenda S. 23. (Aus Brief an Boie v. 10. Oct. 1804.)

221. Archiv für Literaturgeschichte. Elfter Band. Leipzig 1882. S. 111. (Aus H. Voßens Brief an Solger v. 10. Oct. 1804.) — **222.** Ebenda S. 111 ff. (Ebenso.) — **223.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. Zweiter Band. Berlin 1841. S. 640. — **224.** Ebenda S. 586.

Schreib- und Druckfehler.

S.	23	Z.	5 v. u.	lies Schmid	statt Schmidt.
„	26	„	8 v. o.	„ Dumeix	„ Dumoix.
„	52	„	10 v. u.	„ Forſter	„ Förſter.
„	67	„	9 f. v. o.	„ triſtramiſcher	„ triſtaniſcher.
„	73	„	3 v. u.	zu ſtreichen: [Herder].	
„	103	„	7 v. u.	lies Kayſer	ſtatt Kaiſer.
„	105	„	7 v. u.	„ Ridel	„ Riedel.
„	226	„	1 v. o.	„ Nahl	„ Rahl.
„	240	„	11 v. u.	„ 13. October	„ 23. October.
„	246	„	1 v. u.	„ Schubart	„ Schubert.

Nr. 169 S. 209 ff. möchte wohl ſpäter, als geſchehen, zu ſetzen ſein.